

p.s.

DIE LINKE ZÜRCHER ZEITUNG
NR. 23 / 16. JUNI 23

KLIMASCHUTZ

JETZT!

JA ZUM KLIMASCHUTZ-GESETZ
ABSTIMMUNG VOM 18. JUNI



14. JUNI

Gleichstellungs- Cocktail statt Patriarkater!

SEITEN 5, 9, 12 - 15



Bild: Tim Haag

ZÜRICH-AFFOLTERN
Ein Quartier zwischen
Land und Stadt

S.3

JUSTIZ
Repression und
Betreuungsarbeit

S.17

«ADIÓS BUENOS AIRES»
Die stoische Kraft der
Melancholie des Tangos

S.23

Verunsicherung

Ob das, was die Oberfläche vermeintlich zu zeigen vorgibt, tatsächlich dem entspricht, was bei eingängiger Betrachtung auch zu sehen ist, nimmt im Werk der beiden US-amerikanischen Künstlerinnen Cindy Sherman (*1954) und Roni Horn (*1955) seit jeher einen zentralen Platz ein. Eine alle Fragezeichen auflösende Belehrung indes unterlassen sie mit Vorliebe, um gerade mittels der damit einhergehenden Verunsicherung eine Spannung zu erzielen, die das Nachdenken anstösst.



Cindy Sherman: Untitled #652, 2023

Lange vor der Digitalisierung und zeitgeistigen Begrifflichkeiten stellten sie die Selbstoptimierung als anscheinend dominierendes Konzept infrage und wählten stattdessen einen Ansatz der Innovation durch Irritation. Erst der Schritt aus der Komfortzone begünstigt die Bereitschaft, den Fächer an Möglichkeiten für ein Dasein als sehr viel weiter wahrzunehmen, als beim Darüberhinwegsehen vermutet. So laden sie zum Training neuer Fähigkeiten. *froh.*

Cindy Sherman & Roni Horn, bis 16.9., Galerie Hauser & Wirth, Zürich.

Aktives Zuhören

Das diesjährige Motto der Zurich Pride, «lass uns darüber reden», ist als Aufforderung für die Be-



(Bild: Thierry Frochaux)

mühung um die Suche nach gemeinsamen Nennern zu verstehen, was genauso aktives Zuhören meint. Eine andere Lebensrealität als die eigene überhaupt begreifen zu können, bedingt auch den Mut, sich als unwissend zu outen und das Nach-

fragen nicht zu scheuen. Klingt vielleicht anstrengender, als bloss die eigene Anspruchshaltung vor sich herzutragen, aber die Ursprungsidee einer zur Not auch kämpferischen Interessendurchsetzung fusst seit dem Aufstand gegen die Polizeischikane im Stonewall Inn massgeblich auf einem Solidargedanken. Die aktuell erkennbaren Tendenzen, eine langjährig erkämpfte Gleichberechtigung für Lebensformen, -identitäten und -realitäten wieder in Richtung eines Normwunsches zu verengen, dürften als Anlass ausreichend sein, sich dem Wagnis einer Horizonterweiterung zu stellen. Der Rahmen dafür ist optimal. *froh.*

«Zurich Pride», Sa, 17.06., 13h, Helvetiaplatz, Zürich.

Selbstbestimmung

Koschka Linkerhand ist mit «Um mein Leben» (Querverlag 2022, 232 S., 18 Euro), einem «biografischen Bericht» über das Leben von Azadiya H., die als lesbische kurdische Jesidin in Deutschland ein komplett neues Leben unter dem bisherigen sozialen Radar zu führen gezwungen ist, um den sogenannten Ehrenmorden oder im Mindesten einer Zwangsver-



mählung entgehen zu können, gemäss den greifbaren Rezensionen ein weit über ein Einzelschicksal hinaus weisendes Bild «weiblich sozialisierter Menschen mit lesbischem Begehren» (L-MAG) geglückt. Gerade weil die Leipziger Feministin die Erzählungen

von Azadiya H. an ihrer eigenen biographischen Erfahrung spiegelt, verunmöglicht sie den Kurzschluss, patriarchale Unterdrückung allein als muslimisch-migrantisches Phänomen, also etwas Fremdes zu begreifen. Nach der Lesung diskutiert die Autorin mit Madeleine Marti (Verein Sappho) und Livia Amacker (Queeramnesty). *froh.*

Koschka Linkerhand: **«Um mein Leben»**, Mi, 21.6., 20h, Comedyhaus, Zürich.

Paradiesvorstellung

Der griechische Dramatiker Yannis Kalavrianos entwirft mit «Hotel Eternité» eine Welt, in der das Glück regiert, Utopien fruchten und alle Jugend ewig währt. Acht Hotelangestellte und ein Musiker des «Terrasse Ensemble» zeichnen nach, wie das Personal während der Arbeit als Illusionsbewahrer:innen zusehends in Konflikt mit dem nachgerade zwanghaften Charakter dieser Paradiesvorstellung gerät. Der arbeitsethische, wenn nicht sogar internalisierte Reflex, alles zu unternehmen, um diese Arche der Glückseligkeit nicht kentern zu lassen, bringt seinerseits das Gleichgewicht

ähnlich ins Wanken wie das Erscheinen eines neuen Gastes, der von einer grundlegend skeptischen



Hotel Eternité (Bild: Evi Fragolia)

Neugier getrieben zu ergründen sucht, worin denn hier das Geheimnis bestünde. Ein vielschichtiger Blick hinter die Fassade eines potemkinschen Dorfes, der den Zeitgeist mit Urängsten zur Politosse verquirlt. *froh.*

«Hotel Eternité» (griechisch mit dt. Übertiteln), Mi, 21. bis So, 25.6., 20h, Theater Stok, Zürich.

Und aber auch

Der Widerstand gegen die geplante Justizreform der aktuell rechtsnationalistischen Regierungskoalition in Israel, die de facto die Gewaltenteilung ergo die Unabhängigkeit der Justiz aushebeln würde, treibt seit Januar jeden Samstag hunderttausende Israeli auf die Strasse. Die Regierungspläne führen unter anderem auch im jüdischen Wochenmagazin «Tachles» zu ausserordentlich geharnischten Kommentaren. Innerhalb der Einigkeit der Ablehnung wiederum wagt eine wehrhafte Minderheit daran zu erinnern, dass, davon abgese-



(Bild: Wikimedia Commons)

hen, bereits die vielzitierte einzige Demokratie im Nahen Osten in Anführungsstriche zu setzen ist, schliesst man die Rechtslage der Palästinenser:innen in die Grundsatzergwägungen mit ein. Die beiden Journalisten des unabhängigen Onlinemagazins «+972» Edo Konrad und Amjad Iraqi fächern den aktuellen Fragenkatalog weiter auf. *froh.*

«Mythen und Realitäten der israelischen Antiregierungsproteste», Do, 22.6., 19.30h, Volkshaus Zürich, Gelber Saal (in englischer Sprache).

Baustellen und Bauernhöfe

Am Dienstag war der Auftakt zu einer Serie kostenloser Veranstaltungen der Stadt Zürich. Die zweistündigen Quartierrundgänge befassen sich mit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Stadtentwicklung. Der erste Termin in Zürich-Affoltern bewies, dass hier nicht nur das eigene Quartier für Besucher:innen spannend sein kann.

Sergio Scagliola

Die Fahrt mit dem Fahrrad zum Katzensee ist eine kuriose. Kurvt das Zweirad noch auf Höhe Neuaffoltern an den Reihenhaus-Studiwohnungen mit Minigartensitzplatz, an Genossenschaftsblöcken und ihren teureren, privaten Äquivalenten vorbei, erscheint das Quartier als Inbegriff eines eher neueren Wohnquartiers am Stadtrand. Und plötzlich: Land. Urchige Holzverkleidungen. Bauernhöfe mit Hofladen und bellenden Hunden, während in der Ferne die Autobahn rumort. Die neuere Geschichte Affolterns ist die des Wachstums. Und der Baustellen. Und des Strassenlärms.

Dorf und Quartier zugleich

Die Führung durch das Quartier hatte eine kleine Schar von Interessierten angezogen. Geleitet wurde sie von Simon Diggelmann, dem Gebietsmanager für Zürich-Affoltern vom Amt für

Wo bauen, wenn schon fast alles verbaut ist?

Städtebau, der zudem auch Gemeinderat für die SP ist. Nach der Besammlung vom Bahnhof ging die Tour zunächst in den historischen Teil des ehemaligen Dorfes – und thematisch in die Vergangenheit. Damals noch ein eigenständiges Dorf, war Affoltern quasi ein Weiler, wo Arbeiter:innen wohnten, die zu Fuss über den Hönggerberg zur Arbeit nach Zürich gehen mussten. Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs folgte eine Bevölkerungsexplosion in den Städten – parallel dazu hatte Affoltern trotz hohem Steuerfuss aber zu wenig Geld, um öffentliche Bauten zu finanzieren. So bat man die Stadt um Eingemeindung. Und die geschah. In den Folgejahrzehnten bis 1970 entstanden 60 Prozent der sich heute in Affoltern befindlichen Bauten. Und der geschaffene Wohnungsraum war günstig – bis heute finden sich hier viele Genos-



Im unteren Dorfteil zieren die Neubaublöcke nur die Szenerie im Hintergrund. (Bild: Sergio Scagliola)

schaftswohnungen. Und obwohl nun Teil der Stadt, sind Quartiere wie Affoltern nicht nur Stadt. Zürich sei noch immer die grösste bäuerliche Gemeinde des Kantons mit rund 30 aktiven Bauernhöfen, erklärte Simon Diggelmann. Dieses ländliche Erbe wird in Affoltern nicht vergessen, die alten Gebäude stehen in einzelnen Ortsteilen noch heute wie in einem Weiler beieinander, als wären sie vom Bauboom unbeeindruckt geblieben.

Bauboom und Freiräume

Auf dem Weg zurück in den Ortskern erklärte Simon Diggelmann schliesslich auch die Herausforderung, die sich aus dem Bauboom entwickelt hat: der Platz. Als Affoltern noch grösstenteils grüne Wiese war und in allen Richtungen bebaut wurde, war es verhältnismässig ein Leichtes, Platz für zum Beispiel öffentliche Bauten wie Schulen zu finden. Heute braucht es ebenso mehr Schulen, aber auch, dass die öffentlichen Freiräume beibehalten werden. Wo bauen, wenn schon fast alles verbaut ist und das, was noch frei ist, nicht grau verbaut werden soll?

Die letzte Etappe des Rundgangs war das Zehntenhaus im Ortskern, der Standort des Quartiervereins. Nach einem quartierwürdigen Zentrum sehnt man sich in Affoltern schon lange und innig, so Simon Diggelmann. Nur ist in den letzten 120 Jahren diesbezüglich nicht viel passiert – bis jetzt. Beispielsweise dank der Konkretisierung der Pläne um ein Tram in Affoltern. Wenn es die Volksabstimmung und die Einsprachen der Grundbesitzer:innen übersteht, könnte es schon in rund sechs Jahren fahren. Generell scheint es mit der Quartierentwicklung voranzugehen. Ein entwickeltes Leitbild, das sich insbesondere für Qualität in Bezug auf die Benützung des öffent-

chen Raums und der Begegnungen einsetzt, wurde vom Stadtrat verabschiedet. Im Vordergrund soll das Bauliche stehen, das schliesslich das sehnlichst erwünschte Zentrum formen soll. So konnte die Stadt auch einige Deals mit Grundeigentümer:innen abschliessen, woraus beispielsweise ein Park hervorging, wo vorher eine unbebaute Grünfläche war, die allerdings nicht von der Bevölkerung genutzt werden konnte – die Stadt hat sie von der Erbgemeinschaft gekauft. Auch einen Platz zwischen Bahnhof, Einkaufszentrum und Hauptstrasse soll es geben, der durch eine neue Wohnhauszeile vom Strassenlärm geschützt sein soll. Aber nicht alles ist rosig – denn an dieser Stelle wurde das Murmeln im Zehntenhaus lauter und ebenso die Beschwerden über die höheren Mieten. Dass ein Prunkstück der neuen Wohnbauten an der Hauptstrasse von der Migros-Pensionskasse gebaut werden soll, darüber gab es wenig Begeisterung – eine Anwohnerin merkte an, deren andere Wohnungen weiter weg vom Quartierzentrum seien schliesslich nicht bezahlbar: «3000 Stutz für eine 3.5 Zimmer-Wohnung» sei schlicht zu viel. Die Frustration über die Situation auf dem Wohnungsmarkt und die hohen Mietzinse war stark spürbar. Nichtsdestotrotz freut man sich in Affoltern über die anstehende Quartierentwicklung, die sorgfältige Konzeption der Stadt im Austausch mit den Privaten wurde positiv entgegengenommen und auch für den informativen Quartierrundgang gab es viel Lob. Ein gelungener Auftakt in eine Veranstaltungsreihe, die gestern Donnerstag mit Albisrieden/Altstetten ihre zweite Etappe abgeschlossen hat und nächsten Dienstag in Oerlikon die dritte absolviert respektive abspaziert.

Weitere Infos zu den Quartierrundgängen auf: stadt-zuerich.ch/fuehrungen-stadtgebiete

Kein Nachsitzen für Neukom

Mit 87:86 Stimmen lehnte der Kantonsrat eine Rückweisung der Energiestrategie 2022 ab. Das bedeutet, dass die Verwaltung sich konkreten Themen widmen und auf eine Verbesserung der Strategie verzichten kann. Der Zürichseeuferweg war einmal mehr Thema.

Koni Loepefe

Zu Beginn des Berichts zwei Bemerkungen, die nichts mit der Traktandenliste vom Montag zu tun haben. Isabel Garcia darf provisorisch weiterhin bei der FDP-Fraktion politisieren. Das Bundesgericht lehnte die aufschiebende Wirkung zum Rekurs gegen ihre Wahl ab. Das ist für sie eine positive Nachricht, auch wenn man bei Gerichtsentscheiden immer warten muss, bis wirklich entschieden ist. Aber die Nichtgewährung der aufschiebenden Wirkung deutet darauf hin, dass die Sachlage für das Gericht nicht so eindeutig ist, dass ein weiteres Mitwirken der auf der GLP-Liste Gewählten, die nun beim Freisinn konsequent mitmacht, sofort unterbunden werden muss. Die zweite Vorbemerkung betrifft das Abstimmen im Kantonsrat. Entweder funktioniert die elektronische Anlage schlecht oder die Kantonsrät:innen schaffen es nicht, ihre Karte richtig einzustecken. Mal für Mal und nicht nur an diesem Montag bleiben bei der Abstimmung 5 bis 10 anwesende Kantonsrät:innen ungezählt und müssen auf Kommando der Ratspräsidentin nachträglich mit Aufstehen «nachgezählt» werden. Das ist das Gegenteil einer einwandfreien Abstimmung. Gerade bei knappen Verhältnissen sollte Gewähr geboten sein, dass die Resultate stimmen und für alle nachprüfbar sind.

Was nicht drin steht

«Nicht das, was drinsteht, veranlasst mich, den Rückweisungsantrag zu stellen, sondern das, was nicht drinsteht.» Mit diesem Kernsatz begründete Barbara Franzen (FDP) ihren Antrag, die Energiestrategie 2022 zur Überarbeitung an den Regierungsrat zurückzuweisen. Bei dieser Rückweisung,

«Nicht das, was drinsteht, veranlasst mich, den Rückweisungsantrag zu stellen, sondern das, was nicht drinsteht.»

Barbara Franzen, FDP

die von der SVP und der Mitte unterstützt wurde, ging es selbstverständlich auch um reine Machtpolitik und auch ziemlich um Schulmeisterei. Im Bericht steht, was derzeit halt so steht: Bis 2050 soll der Kanton deutlich energieautarker werden, was bei der Heizung deutlich besser gelingt als beim Ver-

kehr. Im Vordergrund steht der Ausbau der Photovoltaik, wobei die restlichen erneuerbaren Energien nicht ganz vergessen gehen. Dabei wird ein Dilemma nicht verschwiegen: Strom ist eine sehr effiziente Energie, aber erstens nicht sicher ausreichend selber produzierbar, zweitens schwer lagerbar und kann somit vor allem in den Wintermonaten knapp werden. Barbara Franzen hakte hier doppelt ein: Abgesehen davon, dass sie den Bericht anders strukturiert haben wollte, fehlen ihr, wie auch Franziska Barmettler (GLP), Zwischenziele und Methoden, um deren Erreichung zu überprüfen. In der Tat: Wäre dieser Bericht eine Seminararbeit an der Hochschule St. Gallen, würde er aus diesen formalen Gründen wohl zurückgewiesen.

Zudem möchte Barbara Franzen mehr zu anderen Energien und ihrer Berücksichtigung wissen, da ihr die Freiheit der Forschung zentral und das Gas im Speziellen ein Anliegen ist. Konkret wurde dies übrigens beim nächsten Geschäft: Der Kanton fördert zwei Anlagen für Power-to-X. In diesen Anlagen wird Strom in Wasserstoff oder Gas umgewandelt und kann so gespeichert werden, da die Rückumwandlung in Strom auch funktioniert. Das Problem dabei: Der Energieverlust bei der zweimaligen Umwandlung ist so hoch, dass diese Anlagen bis auf Weiteres nur als Forschungsobjekte nützlich sind. Selbstverständlich hätte man darauf in der Energiestrategie näher eingehen können. Barbara Franzen vermisste auch einen Passus zur Atomenergie (und sei es ein Nein), obwohl dies, wie Baudirektor Martin Neukom betonte, Sache des Bundes sei, bei dem übrigens Bundesrat «Albert Rösti einen ganz anständigen Job macht». Für die SVP bekannte sich Ulrich Pfister recht deutlich zur Dekarbonisierung und bemängelte die fehlenden Massnahmen zur Verhinderung der Stromlücke. Das Parteiprogramm übernahm Paul von Euw, der fand, ausser der Versorgungssicherheit interessiere alles andere erst in zweiter Linie und es sei die zentrale Aufgabe des Baudirektors, dies beim Bund eindringlich zu fordern.

Die linke Seite war – abgesehen von den Grünen – vom Bericht auch nur mässig begeistert. «Ich würde liebend gern diesen Bericht, der zu spät kommt und zu wenig enthält, ablehnen», führte Nicola Siegrist (SP) aus. Aber ihn abzulehnen, bringe nichts, zumal der Freisinn wie in der Vergangenheit sicher nicht hinter den nötigen konkreten Massnahmen stehen würde. Rosmarie Joss (SP) fand auch, dass der Regierungsrat mit dem Bericht nicht gerade den Turbo eingeschaltet habe (vor allem die Volkswirtschaftsdirektion

beim Verkehr nicht), aber die Stossrichtung sei in Ordnung und es bringe nichts, wenn man die Verwaltung nun mit theoretischen Aufgaben von der Arbeit an den praktischen Massnahmen abhalte.

Wie bereits erwähnt: Die Rückweisung scheiterte an einer Stimme, was nicht ganz den aktuellen Mehrheiten entspricht. So wurde Martin Neukom unerwartet zum ersten Baudirektor, dessen Energiestrategie angenommen wurde – sein

So wurde Martin Neukom unerwartet zum ersten Baudirektor, dessen Energiestrategie angenommen wurde.

Vorgänger Kägi steckte drei Niederlagen ohne Konsequenzen ein. Das erspart ihm eine zusätzliche Schreibübung und gibt etwas Befriedigung. Lösungen muss er für die gleichen Probleme finden, ob der Kantonsrat zu diesem Bericht nun Ja oder Nein gesagt hat. Dass der Kantonsrat daraus lernen könnte, dass er seinen Einfluss mit der eher symbolischen Behandlung von Berichten und Strategien aller Art (ohne konkrete Änderungsmöglichkeiten) nicht vergrössern kann, ist leider unwahrscheinlich.

Warten auf die Urnenabstimmung

Der Streit über den Verlauf des Seeuferwegs am Zürichsee geht munter weiter. Den Befürworter:innen des Verlaufs des Weges direkt am Ufer war zwar mit dem Gutachten Karlen ein Fortschritt gelungen. Dieses sagt unmissverständlich, dass die Ausgaben der Gemeinden gebunden sind. Aber selbstverständlich bleiben ihnen und den Grundeigentümer:innen, die ihren exklusiven Seezugang entweder teuer erworben oder ererbt haben, alle Rekursmöglichkeiten. Der Streit, ob die Interessen der Öffentlichkeit an einem freien Seezugang oder jene der Eigentümer:innen an ihren Privilegien höher zu gewichten sei, tobt im Kantonsrat seit bald zehn Jahren; auch weil der Kompromiss (6 Millionen Franken pro Jahr für den Weg, die aber nie ausgenutzt werden) nach dem Rückzug der beiden Volksinitiativen nie wirklich zum Tragen kam. Vermutlich im nächsten Frühling kommt nun wohl die neue Initiative zur Urnenabstimmung. Sie wird wenigstens zeigen, auf welcher Seite die Mehrheit steht.

Gemeindeparlament: bestreikt!

Der Gemeinderat beschäftigte sich diese Woche eine halbe Stunde lang mit zwei Ordnungsanträgen, bis die Sitzung bestreikt respektive nach Abstimmung abgebrochen wurde. Die Bürgerlichen waren sich derweil nicht ganz einig, wie sie damit umgehen wollen.

Sergio Scagliola

Die Randnotiz von Ratspräsidentin Sofia Karakostas, man solle sich unabhängig von der Sitzungsdauer in die Präsenzliste eintragen, weil sonst im Protokoll als abwesend erscheinend, gab einen Vorgeschmack auf die Länge der Sitzung – und obwohl offensichtlich alle wussten, wie es weitergeht, war die Empörung über den darauffolgenden Ordnungsantrag von Tanja Maag Sturzenegger (AL), die Sitzung abzubrechen, enorm. Ausgeteilt wurde an dieser kurzen Gemeinderatssitzung also dennoch – doch nur von der Ratsrechten. Ein Kollektivmonolog, der aber wenig bewirkte oder bewegte. Ausser in den eigenen Reihen.

Aber zunächst zum Sitzungsabbruch, respektive zum dazugehörigen Antrag darauf. Tanja Maag erinnerte in der gemeinsamen Erklärung von SP, AL und Grünen daran, wie hart ihre Vorreiterinnen für die Posten der anwesenden Gemeinderätinnen kämpfen mussten. Ihnen sei sie zutiefst dankbar, «dass wir abstimmen, mitentscheiden und regieren können». Vieles sei aber auch nicht erreicht – deshalb solidarisiere sie sich mit allen, die sich auf der Strasse einsetzen. Auch die parlamentarische Arbeit sei an diesem Tag niederzulegen, um auf noch immer bestehende Ungleichheiten und Probleme hinzuweisen: Kein gleicher Lohn für gleiche Arbeit, tiefere Renten im Alter, Femizide. Im Parlament sei der Wille durchaus vorhanden, solche Ungerechtigkeiten zu bekämpfen. «Heute aber nicht.» Weniger privilegierte Frauen kämpften am feministischen Streik für ihre Anliegen. «Heute wollen wir lernen und hören, wie ihre Probleme und Lösungen aussehen.» Der Ordnungsantrag sollte daraufhin sofort behandelt werden – und ein Ratsmitglied pro Fraktion dazu Stellung nehmen.

Ein Mitglied pro Fraktion?

Den Anfang machte Martina Zürcher (FDP). Mitglied eines Parlaments zu sein, sei ein Privileg. Man solle an andere Frauen denken, zum Beispiel an die Frauen in Afghanistan: «Was würden die davon halten, dass Sie ein demokratisches Parlament bestreiken wollen?» Sie warf der Ratslinken zudem vor, die Männer hätten über die Frauen wegentschieden, weil sich die IG Frauen vorläufig gegen den Antrag zum Abbruch der Sitzung ausgesprochen hätte. Sie stellte zum Schluss einen weiteren Ordnungsantrag: Dass pro Fraktion mehr als eine Person sprechen könne.

Obschon die Abstimmung darüber noch nicht erfolgen sollte, meldete sich Catherine Pauli (FDP), die gestern Donnerstag in der NZZ verkündete,

aus dem Rat zurückzutreten. Sie kündete ihr Votum mit der Notiz an, dass es ein feministisches sei. Sie sei eine Feministin, aber eine selbstbestimmte. Sie möchte nicht bevormundet werden von linken Parteien, sondern selbst entscheiden, ob sie an eine Demonstration gehe oder nicht. Einen Vorstoss so durchzubringen, geschehe in einem patriarchalen Muster. Parteikollege Michael Schmid mahnte weiter: Was der Ratslinken zu denken geben sollte, sei das höhnische Gelächter seitens der linken Männer im Ratssaal. Dann ging es schliesslich zur Abstimmung – nicht, ob die Sitzung abgebrochen werden soll, sondern lediglich, ob mehr als eine Person pro Fraktion reden sollte. Mit 44:76 Stimmen wurde der Antrag von Martina Zürcher zwar abgelehnt, schien aber von der FDP zuvor schon intern angenommen worden zu sein, es hatten schliesslich bereits drei ihrer Vertreter:innen gesprochen.

Dann ging es weiter mit der ursprünglichen Runde. Zuerst meldete sich Karin Weyermann (Mitte) als Vertreterin der Mitte-/EVP-Fraktion. Sie stellte das Demokratieverständnis des Rates infrage, wenn man den Leuten das Wort verbietet. Den feministischen Streik finde sie zwar unterstützungswürdig, dennoch sei die Fraktion gegen den Antrag – sie stelle das Wahrnehmen der politischen Rechte, hier drin für die Frauen zu kämpfen, höher. Dass man sich im Umgang mit Frauenan-

«Was würden die Frauen in Afghanistan davon halten, dass Sie ein demokratisches Parlament bestreiken wollen?»

Martina Zürcher, FDP

liegen nicht immer einig sei, sei zwar zu akzeptieren, es ändere aber nichts daran, dass es politisch viel zu tun gebe.

Darauf folgte die Erklärung von Samuel Balsiger für die SVP-Fraktion: Es könne heute nicht von einem Streik die Rede sein – und es gehe gar nicht um dessen Inhalte. «Der sogenannte feministische Frauenstreiktag ist ein Produkt der Gewerkschaften», die auch die offizielle Website des Streiks und somit hier eine Kampagne betrieben. «Ihr Frauenstreiktag» sei eigentlich eine Party, «der normale Bürger» habe nichts damit zu tun – er sei heute schliesslich beim Mittagessen von

einer Frau bedient worden und habe sich von einer Frau die Haare schneiden lassen. Weiter sei die «ewige Opferrolle, die Sie der Frau zuschreiben, unanständig». Dann stellte er einen Antrag auf eine geheime Abstimmung, weil in der Ratslinken sicher auch Leute mit Vernunft sitzen würden.

Bei der FDP war aber noch immer nicht alles

«Wir verkennen den Kern der Sache.»

Martina Novak, GLP

gesagt: Andreas Egli befand, die Geheimhaltung sei nicht richtig – sondern das Gegenteil wäre angebracht: Dass mit Namensnennung darüber abgestimmt wird, dass klar werde, wer das Parlament für politische Aktionen missbraucht. Samuel Balsiger war wohl derart von diesem Votum überzeugt, dass er seine Aufforderung komplett umkehrte: Die Leute draussen sollen wissen, wer die Demokratie beschmutzt hat, deshalb werde der Antrag zurückgezogen und derjenige der FDP unterstützt. Darauf wurde nicht eingegangen, weil nach der Ratspräsidentin die Abstimmung mit Namensnennung nur durchgeführt wird, wenn die Abstimmungsanlage ausfällt.

Die GLP hatte zuvor auch noch ihre Erklärung abgegeben. Martina Novak bedauerte den traurigen Start in die Sitzung: «Wir geben uns eins aufs Dach und verkennen den Kern der Sache.» Auch die GLP sei enttäuscht von Linksgrün – die GLP habe die Pistole auf die Brust gesetzt bekommen. Das Vorgehen spalte auch innerhalb der Fraktion. Die Anliegen seien wichtig, aber die Art und Weise, wie sie angegangen werden, sei unterirdisch. So gespalten war die Fraktion übrigens nicht – alle lehnten ab oder enthielten sich.

Denn nach knapp 35 Minuten kam es zur Abstimmung: Mit 62:55 Stimmen bei 6 Enthaltungen wurde die Sitzung geschlossen. Die Ratspräsidentin hatte eigentlich noch etwas zu sagen, aber die Ratsrechte war derart uninteressiert, packte schon zusammen oder stand schon mit einem Fuss in der Tür, dass man die Streikenden hätte verwechseln können: Sofia Karakostas erklärte über das Geläuf und Gemurmel der Bürgerlichen hinweg, sie habe den Antrag abgelehnt, obwohl sie den Antrag in der Geschäftsleitung, die Sitzung nicht durchzuführen, unterstützt hatte. Als Präsidentin habe sie eingeladen, es sei also auch folgerichtig, dass sie ablehne.

Wer entscheidet über das Muttersein?

Was Frauen schon über Jahrhunderte hinweg zugesprochen wird – die Mutterschaft. Von der Natur gegeben, ist die Mutterschaft, auch wenn sie sich heute in einem Wandlungsprozess befindet, für einige ein erfüllender Wunsch geblieben.

Die Lebensrealitäten des Mutterseins können sich je nach persönlicher Ausgangslage frappant unterscheiden. Begonnen bei postnatalen Depressionen, schwierigen Lebensumständen der werdenden Eltern, alleinerziehend sein, während der Mutterschaft eine chronische Erkrankung zu erleiden, oder das ersehnte Kind wird selbst mit einer Behinderung geboren – die Gründe können vielfältig sein, und die Folgen sind für alle Beteiligten weitreichend und prägen ihr Leben.

Die Art und Weise, wie man seine Rolle als Mutter ausfüllt oder auch das Bedürfnis, keine Mutter sein zu wollen, kann heute aufgrund der gesellschaftlichen Sozialisierung und/oder erworbenen Überzeugungen wie auch des allgemein herrschenden Zeitgeistes Kritik ausgesetzt sein.

Definierte Gesellschaftsnormen können unter anderem die Wahrnehmung und Meinungsbildung gegenüber spezifischen Inhalten beeinflussen. Der Mensch ist nicht absolut frei davon, Sachverhalte, mit denen er konfrontiert ist, einordnen zu wollen. Im Ergebnis kann dies dazu führen, dass Inhalte nicht jederzeit mit derselben Objektivität abgewogen werden. Auch die gefestigten Rollenbilder des Mutter- und Vaterseins greifen in unsere vermeintlich errungene Moderne ein – auch wenn diese heute nicht die gesamte Gesellschaft im gleichen Ausmass einnehmen.

Ich war dreiundzwanzig, da spürte ich, dass

der Gedanke an Kinder in mir keine Abneigung auslöste. Dieser Gedanke des Mutterseins wurde fortan auch parallel von der Überlegung begleitet, dass ich alle damit einhergehenden Konsequenzen bedenken muss: Was bedeutet meine Lebenssituation für mein Kind – und was bedeutet sie für mich in der Rolle als Mutter und als Frau? Erst, wenn ich all dies damit beantworten kann, dass der Alltag entsprechend der Lebenssituation ausgestaltet ist und das Kindeswohl sichert sowie Raum für meine Rollen geschaffen ist – nur dann würde ich ein Kind bekommen.

Bei dem Sammelsurium an Fragen, die sich damit beschäftigten, wie ein gut funktionierender Alltag für mein mögliches Kind und mich zu organisieren wäre, huschte in meinem damals jungen Alter auch immer wieder der Gedanke

Keinesfalls entscheiden Gesellschaftsnormen darüber, ob ich Ja zum Muttersein sage oder nicht.

vorbei, inwiefern mich die Gesellschaft verurteilen würde, auch wenn es meinem Kind in diesem scheinbar unkonventionellen Alltag gut ginge? Heute richte ich mich nicht nach der Norm aus – ich definiere meinen Weg selbst. Dennoch ist nicht abzustreiten: Wie damals, so auch heute ist Muttersein mit einer körperlichen Behinde-

rung kein gefestigtes Narrativ, das für Normalität steht.

Aktuell ist dieser Kinderwunsch nicht mehr im gleichen Masse präsent. Ich bin froh darüber, diesen Wunsch klar gespürt zu haben – denn die selbstkritische Auseinandersetzung, der Austausch mit Menschen in meinem Privatleben sowie genau solche Realitäten von und mit betroffenen Müttern zu diskutieren, der Umgang mit kleinen Kindern von Freunden und das beobachtete Verhalten der Kinder selbst im Kontext mit mir führten bereits damals zur Schlussfolgerung, dass gute Bedingungen geschaffen werden können, wenn man Kinder haben kann und möchte. Keinesfalls entscheiden Gesellschaftsnormen darüber, ob ich Ja zum Muttersein sage oder nicht.

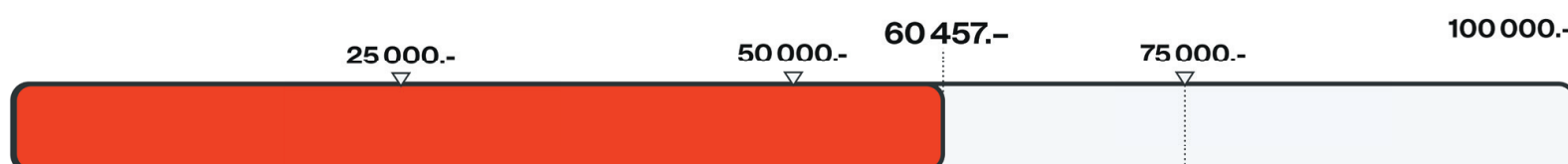
Wie würden die Voraussetzungen für eine gute Versorgung aussehen – für mich war und ist auch heute noch klar: Der Vater und ich sind uns darüber einig, dass wir Eltern sein wollen und bei der Erziehung unseres Kindes ein Team sind. Neben der Unterstützung des Vaters, ist die Assistenz von Drittpersonen sichergestellt, welche mich im praktischen Alltag mit meinem Kind unterstützen.

Sich alle Konsequenzen und deren Machbarkeit bewusst zu sein, die Situation im Vorfeld so auszukleiden, dass der Alltag gut bestreitbar ist und im Idealfall Erfüllung bringt – so wusste ich und weiss ich heute, ich kann auch entgegen anderer Meinungen Mutter sein oder mich ebenso begründet dagegen entscheiden – denn in meiner Entscheidung bin ich frei, und ob ich Mutter werde, wird die Zukunft schreiben und ich entscheiden.

Simone Feuerstein

Spendenbarometer

Wir nerven Sie nur noch ein paar wenige Male, versprochen. Aber wir brauchen noch immer Geld. Es sieht zwar grundsätzlich nicht schlecht aus, denn Sie haben bisher insgesamt **ganze 60 457 Franken** gespendet. Das heisst, dass wir einige Dinge, die auf der Prioritätenliste weit oben stehen, angehen können. Aber noch nicht alles. Stand jetzt reicht es noch nicht für eine komplett neue Website, die uns die Entwicklung der neuen Features wesentlich vereinfachen würde. Und auch die Abwerbmassnahmen müssen eher schmal budgetiert werden – obwohl sie nötig sind, weil wir personelle Mehrausgaben verzeichnen, die Zahl der Abonnent:innen aber ungefähr gleichbleibend ist. Deshalb bitten wir Sie nochmals um eine Spende, dass wir das P.S. auf modernste Standards bringen können. Und wir vertrauen hier auch auf die Reichweite – wenn alle Abonnent:innen nur 20 Franken spenden, sind wir schon über unser Spendenziel hinaus. Also vier Bier (oder drei im Stadtzentrum), einen Kinoeintritt, ein halbes bis ganzes Buch oder zweieinhalb Zone-10-Tageskarten. Vielen Dank für Ihre bisherige und zukünftige Unterstützung!



FORUM

Grund und Boden dem Handel und der Spekulation entziehen

Würden alle Linken ihre Initiativen auf eigentumsfreien Grund und Boden richten, könnten alle künftigen Schritte auf dieses Ziel ausgerichtet werden. Es bestünde endlich ein Gesamtkonzept, eine Strategie, was wildes «Herumdoktern» künftig verhindern würde.

Grund und Boden müssen Handel und Spekulation entzogen werden. Das Gesetz der Indianer muss gelten: «Die Erde ist meine Mutter.» Ich kann doch meine Mutter nicht verkaufen. Sie ist nicht mein Eigentum. Grund und Boden dürfen niemandem gehören, auch dem Staat nicht! Sie dürfen nicht vererbt, müssen schrittweise enteignet werden. Deren Verwaltung muss einer unabhängigen öffentlichrechtlichen Agentur übertragen werden. Sie darf Grund und Boden nur im Nutzungsrecht, gegen Entrichtung von Nutzungszins, abgeben. Nutzungsberechtigt darf nur werden, wer sich vertraglich verpflichtet, die Nutzungsbedingungen zu erfüllen. Jegliche Entwertung der Liegenschaft führt zu Kündigung und Zivilrechtsklage auf Wiedergutmachung. Zwingend ist selbstverständlich zusätzlich die Gestaltung des Eigentumsrechts sowie der Handel mit Immobilien auf ethischer Basis.

IMPRESSUM

P.S., die linke Zürcher Zeitung, Auflage: 2450 Ex.

Herausgeber: P.S. Verlag, Hohlstr. 216, 8004 Zürich

Druck: CH Media Print AG, St. Gallen.

Redaktion: Min Li Marti (mlm.), Tel. 044/241 07 60 (Politik), Nicole Soland (nic.), Tel. 044/241 07 60 (Politik/Produktion), Thierry Frochoux (froh.), Tel. 044/240 44 25 (Kultur/Produktion), Tim Haag (tim.) (Volontariat).

Mitarbeit: Koni Loepfe (kl.), Tel. 044/241 06 70, Peter Weishaupt (pw./Korrektorat), Hans Steiger (haste), Tobias Gerosa (tg.), Arthur Schächli (as.), Hermann Koch (hk.), Matthias Erzinger (me.), Angela Bernetta (net.), Roxane Steiger (rst.), Sergio Scagliola (sca.).

Inserate/Abos: Anna Hug, Iris Wehrli, Tel. 044/241 07 60. anzeigen@pszeitung.ch, aboservice@pszeitung.ch.

redaktion@pszeitung.ch, www.pszeitung.ch, PC-Konto: 87-569389-2
Erscheint seit Februar 1999 wöchentlich

Abopreis: Fr. 230.- (Gönner:innen: ab 300.-), enthält 10 x jährlich die Musikzeitung LOOP. Separat-Abo: 33.-, www.loopzeitung.ch

Wenn Grund und Boden nicht frei werden, bleiben andere neue Gesetzesänderungen wie bisher Flickwerk. Die Mietzinse für Wohnungen, Werkstätten, Gaststätten... würden weiterhin unbrembar ansteigen. Für viele Mieter:innen, zunehmend auch für mittelständische, nicht mehr verkraftbar. Wie in USA und von dort umschlingend, werden auch in der Schweiz Ghettos eine Zweiklassengesellschaft noch besser sichtbar machen. Wer will das?

Werner Wili, Zürich

IN KÜRZE

Abstimmungen

Wie der Stadtrat am Mittwoch mitteilte, wird am Urnengang vom 3. September 2023 in der Stadt Zürich über drei kommunale Vorlagen abgestimmt: Die Initiative «Stadtgrün» zielt darauf ab, die Lebensqualität und das Stadtbild durch die Förderung von Grünflächen zu verbessern. Durch das Pflanzen von Bäumen im Stadtgebiet soll die Hitzebelastung im Sommer vermindert und die Luftqualität verbessert werden. Ausserdem stehen ein direkter Gegenvorschlag für die Anpassung der Gemeindeordnung und ein indirekter Gegenvorschlag für einen Rahmenkredit, falls die Initiative abgelehnt würde, zur Abstimmung. Die zweite Vorlage befasst sich mit der Kehrrichtverwertungsanlage Hagenholz: Dort sollen eine dritte Verbrennungslinie erstellt und zusätzliche Anlagen zur Wärmeauskopplung und Stromproduktion installiert werden, mit dem Ziel, mehr Abwärme für Fernwärme zu gewinnen. Kostenpunkt: 367 Millionen Franken. Zu guter Letzt stimmt das Stimmvolk über den Neubau und die Erweiterung der Schulanlage Triemli/In der Ey für 151 Millionen Franken ab. Wird die Initiative angenommen, werden bis 2028 die beiden Schulhäuser Triemli B und C durch einen dreigeschossigen Neubau über einer unterirdischen Dreifachsporthalle ersetzt und das Schulhaus in der Ey durch einen Neubau erweitert. Künftig sollen knapp 1000 Schüler:innen im Triemli/In der Ey zur Schule gehen. *tim.*

Ausgezeichnet

Zum «Verlag des Jahres» wurde der Dörlemann Verlag, Zürich, erkoren. Gemäss der Jury setzt Dörlemann «seit 20 Jahren auf (schweizerische) Gegenwartsliteratur und auf Klassiker. Diese Mischung beschert Leserinnen und Lesern ein hoch-

karätiges Programm in hervorragender Ausstattung. Und neben den Autorinnen und Autoren hat der Verlag von Anfang an seine Übersetzerinnen und Übersetzer sichtbar gemacht». Buchhandlung des Jahres wurde Libreria poesia clozza, Scuol. Unter den Nominierten für diesen Preis war auch die «Buchhandlung am Platz», Winterthur. Die beiden Preise vergibt der Verband der Buchhändler und Verleger. *hk.*

Mühlesteg

Der Mühlesteg über der Limmat nahe dem Zürcher Hauptbahnhof war lange Zeit ein beliebter Ort für Liebespaare, um ihre Verbundenheit zu symbolisieren. Hunderte von Vorhängeschlossern hängen am Geländer der Fussgängerbrücke. Jetzt müssen sie alle weg. Laut einer Mitteilung des Stadtrats hat der Steg aufgrund der Witterung und der intensiven Nutzung Schaden genommen. Die Reparaturarbeiten sollen im August 2023 beginnen. Eine Sprecherin des Tiefbauamts erklärte, dass eine Möglichkeit, die entfernten Schlösser zur



Hoffentlich hält die Liebe trotzdem – die Schlösser müssen weg. (Wikimedia Commons)

Abholung freizugeben, noch diskutiert werde. In Basel erhielten Liebespaare eine ähnliche Gelegenheit, als zu Beginn des Jahres solche Schlösser entfernt wurden.

Während der Reparaturarbeiten, die voraussichtlich bis Dezember dauern, werden die Holzbohlen des Stegs durch Betonbohlen ersetzt, die Schutzschicht gegen Rost wird erneuert, der Steg wird verstärkt und die Beleuchtung verbessert. Aufgrund der Dringlichkeit der Reparaturmassnahmen sei eine geplante Verbreiterung, die den Fahrradfahrern mehr Platz bieten würde, nicht möglich, teilt die Stadt mit. *tim.*

Reklame

KLIMASCHUTZ

JETZT!

JA ZUM KLIMASCHUTZ-GESETZ
AM 18. JUNI



GRÜNE
KANTON ZÜRICH



DAVID
GALEUCHET
NATIONALRATSKANDIDAT



KATHARINA
PRELICZ-HUBER
NATIONALRÄTIN



BALTHASAR
GLÄTTLI
NATIONALRAT

**Links,
aber
nicht
einseitig.**

PSZEITUNG.CH/ABO

p.s.
DIE LINKE ZÜRCHER ZEITUNG

Déjà-vu

Wer in den letzten Tagen Medienberichterstattung gelesen hat, könnte zum Schluss kommen, dass der Frauenstreik von 2019 ein bürgerlicher Anlass war, der jetzt fieserweise von linken Frauen gekapert wurde. So schreibt etwa Reza Rafi, neuer Chefredaktor des «Sonntagsblicks»: «Der Frauenstreik vor vier Jahren hatte den Anspruch, die weiblichen 50 Prozent der Bevölkerung zu vertreten, von der Bäuerin über die Businessfrau bis zur Lehrerin, von der Schülerin bis zur Seniorin. Heute scheint der Termin vor allem als Sammelgefäss für Anliegen aus der linken und linksalternativen Ecke zu dienen.» Als Beweis für diese These führt er zum einen an, dass eine Gewerkschaft den 14. Juni zum Anlass genommen hat, für den Mindestlohn zu werben. Zwei Drittel der betroffenen Tieflohner:innen in Branchen wie Reinigung, Gastronomie oder Hotellerie sind übrigens Frauen. Der zweite Beweis: «Das bestätigt auch ein Streifzug durch den Zürcher Kreis 4, diese Gated Community der Selbstgerechten. Die Mauern sind mit Propaganda für den 14. Juni zuglekleistert. «Women of the World Unite!», heisst es auf einem Plakat. Die Gruppierung dahinter nennt sich «Bewegung für den Sozialismus». Und eine Truppe namens «Trotzphase» kündigt an: «Mir kämpfe witer trotz Gummischrot.» Vor vier Jahren hat sein Vorgänger Gieri Cavelti angesichts des Frauenstreiks kommentiert: «Der Frauenstreik vom kommenden Freitag bringt die Herren der Schöpfung in Wallung.» Das tut er offenbar immer noch.

Christina Neuhaus schreibt in der NZZ: «Weil die Linke allein definieren will, was feministische Politik ist, haben ihr die Frauen der bürgerlichen Mitte genervt und frustriert das Feld überlassen.» Und Raphaela Birrer klagt im «Tages-Anzeiger»: «Dieser Streik wurde gekapert.» Diese Diskussion ist allerdings nicht neu. So distanzierte sich vor vier Jahren die Präsidentin der Business und Professional Women Elisabeth Bosshart von der «Kapitalismus-Kritik» des offiziellen Aufrufs. Das Manifest kritisierte damals «das kapitalistische Wirtschaftssystem, von dem nur eine Minderheit profitiert, während die Mehrheit der Weltbevölkerung, insbesondere Frauen, ausgebeutet wird». Gefordert wurden zudem ein kostenloser Zugang zu Abtreibung und Verhütung und sexistische Verfolgung als Asylgrund. Babette Sigg, damalige Präsidentin der CVP-Frauen fand dazu: «Hinter solchen Forderungen können wir nicht stehen.» Doris Fiala, 2019 Präsidentin der FDP-Frauen meinte, die Initiantinnen des Frauenstreiks seien in den 1970ern stehen geblieben.

Es war tatsächlich eine grosse Stärke des Frauenstreiks 2019, dass sich sehr viele Frauen beteiligten aus unterschiedlichen Gründen, von der Bäuerin zur Städterin, von der Gewerkschafterin zur Geschäftsfrau. Und er hatte eine Auswirkung auch über den Tag hinaus, wie die Frauenwahl im Herbst 2019 zeigte. Die Frauenbewegung hatte

in ihrer Geschichte immer wieder Differenzen. Beispielsweise zwischen der sozialistischen und der bürgerlichen Frauenbewegung, auch wenn man gewisse Anliegen teilte, wie etwa das Frauenstimmrecht oder die Einführung einer Mutterschaftsversicherung.

Diese ideologischen Differenzen gehören dazu, sind vielleicht aber den Frauen gar nicht so wichtig. In der «Hotelrevue», kein linkes Kampfblatt, sondern das Branchenmagazin der Hotellerie, werden im Vorfeld des Streiks zwei Hotelièren interviewt. Anna Metry aus Zermatt und Karin Kunz aus Bern finden es ganz selbstverständlich, an den Streik zu gehen. Metry meint: «Ich finde schon, dass man für seine Rechte eintreten und kämpfen soll. Wir haben schon viel erreicht, aber trotzdem ist es noch ein weiter Weg». Und Karin Kunz aus Bern sagt: «Ja, wir müssen am 14. Juni auf die Strasse. Ich bin nämlich nicht happy über die Erhöhung des Rentenalters und die leeren Versprechungen bezüglich der Pensionskassengelder.» Beide sind sich einig, dass noch einiges getan werden muss, gerade bezüglich Vereinbarkeit von Beruf und Familie, aber auch Sexismus und Mobbing.

Die feministische Bewegung ist in den letzten Jahren wieder lauter und erfolgreicher geworden. Insbesondere in den Bereichen Gewalt und sexuelle Belästigung, sowie in der Repräsentation und Vertretung von Frauen auch in Machtpositionen ist einiges gegangen. Gerade die Medienbranche – auch das eine «Gated Community der Selbstgerechten» – wurde in den letzten Jahren von einigen «Metoo»-Skandalen erschüttert. Das löst auch Verunsicherung aus, ein Backlash ist spürbar. Gleichstellungsthemen werden lächerlich gemacht, auf Symbole und Scheindebatten wie Gendersterne reduziert. Man kann der Bewegung, bei aller He-

Wenn sich die Bewegung spalten lässt, wird sie sich auch selbst schwächen. Und das ist im Interesse von niemandem.

terogenität und allem Verständnis, durchaus auch in einigen Fällen vorwerfen, dass unproduktive Streitigkeiten geführt und die Realpolitik etwas vernachlässigt wurde. Der sich zeigende Backlash ist zugleich ein Zeichen des Erfolgs der Bewegung wie auch ein Warnsignal. Wenn sich die Bewegung spalten lässt, wird sie sich auch selbst schwächen. Und das ist im Interesse von niemandem.



Min Li Marti

PAROLENSPIEGEL FÜR DEN 18. JUNI

Schweiz

Klima- und Innovationsgesetz

Ja: SP, AL, Grüne, GLP, Mitte, EVP, FDP

Nein: SVP, EDU

Covid-19-Gesetz

Ja: SP, AL, Grüne, GLP, Mitte, EVP, FDP

Nein: SVP, EDU

OECD/G20-Mindestbesteuerung

Ja: GLP, Mitte, EVP, FDP, SVP

Nein: SP, AL

Stimmfreigabe: Grüne, EDU

Kanton Zürich

Keine kantonale Volksabstimmung.

Stadt Zürich

Gegenvorschlag zur Volksinitiative «Ein Lohn zum Leben»

Ja: PdA, SP, AL, Grüne, EVP

Nein: GLP, Mitte, FDP, SVP

Wohnraumfonds: Änderung der Gemeindeordnung

Ja: PdA, SP, AL, Grüne, GLP

Nein: Mitte, EVP, FDP, SVP

Wohnraumfonds: Objekt- und Rahmenkredit

Ja: PdA, SP, AL, Grüne, GLP

Nein: Mitte, EVP, FDP, SVP

Ersatzneubau Schulanlage Saatlén

Ja: PdA, SP, AL, Grüne, GLP, Mitte, EVP, FDP,

Nein: SVP

Betriebsbeiträge Pestalozzi-Bibliothek

Ja: PdA, SP, AL, Grüne, GLP, Mitte, EVP, FDP, SVP

Winterthur

Volksinitiative «Ein Lohn zum Leben»

Ja: SP, AL, Grüne

Nein: GLP, Mitte, FDP, SVP

Stimmfreigabe: EVP

Dietikon

Volksinitiative «Bezahlbares Wohnen»

Ja: SP, Grüne

Nein: EVP, FDP, SVP

Gegenvorschlag

Ja: SP, Grüne, EVP, FDP, SVP

Stichfrage

Volksinitiative: SP, Grüne

Gegenvorschlag: EVP, FDP, SVP

Skandal der Zweitwohnungen: Worauf warten wir?

Am 13. März haben in Luzern 64 Prozent an der Urne Ja zur SP-Initiative «Vermietdauerbeschränkung für Kurzaufenthalte» gesagt. Künftig dürfen Wohnungen über Plattformen wie Airbnb nicht länger als 90 Tage im Jahr vermietet werden. Ein paar Tage später wurden in Zürich Forderungen von SP-Präsident Oliver Heimgartner laut: «Es braucht endlich klare Regeln.» Er liess vollmundig verlauten: «Das Wohnungsproblem ist so akut, dass wir nicht länger zuschauen dürfen, wie Immobilienfirmen mit solchen gewerbsmässigen Vermietungen die Preisspirale weiter anheizen.» Die Rede war auch von einer Volksinitiative oder von einem Vorstoss im Gemeinderat. Völlig richtig, dachte ich mir, denn als Aktivist in Bewegungen von Mieter:innen ist mir der Skandal der Zweitwohnungen schon lange gewaltig ein Dorn im Auge. In meiner unmittelbaren Nachbarschaft, im Kreis 7, treiben die Business-Appartments ihre vor allem preislich üppigen Blüten: An der Eidmattstrasse 6 vermietet die Nest Temporary ein Gebäude im Besitz der Spross Immobilien AG zu sagenhaften Monatsmieten von bis zu 4200 Franken für eine Einzimmerwohnung und von bis zu 7300 Franken für eine Zweizimmerwohnung. Dieselbe Nest Temporary, die vor kurzem wegen ihrer «1-Bedroom Apartments» an der Kanzleistrasse im Kreis 4 in die Schlagzeilen geriet. Weitere Luxus-Logen vermietet sie an der Neptunstrasse im Kreis 7, an der Weinbergstrasse und an der Stampfenbachstrasse im Kreis 1. Weshalb haben wir in Zürich kein Instrument,

um diese empörende Umwandlung von Wohnraum in hochprofitable Zweitwohnungen zu verhindern? Haben wir etwas verschlafen? Nein. Schon 2009 hat Niggi Scherr ein Postulat eingereicht, in dem er den Stadtrat ersucht hat zu prüfen, «ob er nicht im Hinblick auf eine Anpassung der BZO möglichst rasch einen Grundsatzentscheid für die Nichtanrechnung von Zweitwohnungen, Hotelnutzungen und Business-Appartments auf den Wohnanteil fällen und damit gestützt auf § 234 PBG (negative Vorwirkung) ein weiteres Unterlaufen der Wohnanteilsbestimmungen verhindern könnte». Doch in den folgenden Jahren passierte wenig, viel zu wenig: Das Hochbaudepartement unter Führung von SP-Stadtrat André Odermatt sah trotz einer stetigen Zunahme der Praxis wenig Handlungsbedarf. Es brauchte einen Auftrag des Gemeinderats vom 8. Januar 2020, um den Stadtrat zum Erlass der Zweitwohnungsbestimmung zu bringen, der am 11. Juli selben Jahres aufgelegt wurde. Gegen diese Regelung laufen Anbieter:innen von Zweitwohnungen, darunter die Nest Temporary, Sturm. Nachdem das Baurekursgericht ihren Rekurs abgeschmettert hat, liegt das Verfahren heute beim Verwaltungsgericht. Mit einem Weiterzug ans Bundesgericht ist zu rechnen. Die AL-Fraktion, die sich weiterhin auf den Standpunkt stellt, dass mit der vom Stadtrat erlassenen Bestimmung eine negative Vorwirkung besteht, hat am 15. März eine schriftliche Anfrage eingereicht. Deren Beantwortung sollte in den kommenden Tagen erfolgen. Sie stellt na-

mentlich die Frage, welche Auswirkung die beschlossene, aber noch nicht rechtskräftige Änderung von Art. 6 BZO auf aktuelle Umnutzungen hat. Soll die vom Gemeinderat gewollte Regelung erst dann Wirkung zeigen, wenn keine Rekurse mehr hängig sind? Das heisst in Monaten, wenn nicht in Jahren! In einer weiteren schriftlichen Anfrage, die ich im Mai zusammen mit David Garcia Nuñez eingereicht habe, wollen wir es noch einmal genauer wissen: Ist die Umwandlung von Wohnungen in Business-Appartments durch die Nest Temporary in Häusern mit einem Wohnanteil von 80 oder 100 Prozent tatsächlich statthaft? Was unternimmt der Stadtrat, um den rechtmässigen Zustand wiederherzustellen und die Nutzung als Zweitwohnungen zu unterbinden? Sind da nicht Bussen oder Verwaltungszwang in Betracht zu ziehen? Ich freue mich, wenn das bald 15-jährige Warten auf Massnahmen bald ein Ende nimmt und der rot-grüne Stadtrat bei dieser brennenden Frage zu handeln beginnt. Denn der Weg über eine Volksinitiative wäre nicht nur aufwändig, sondern auch langwierig.

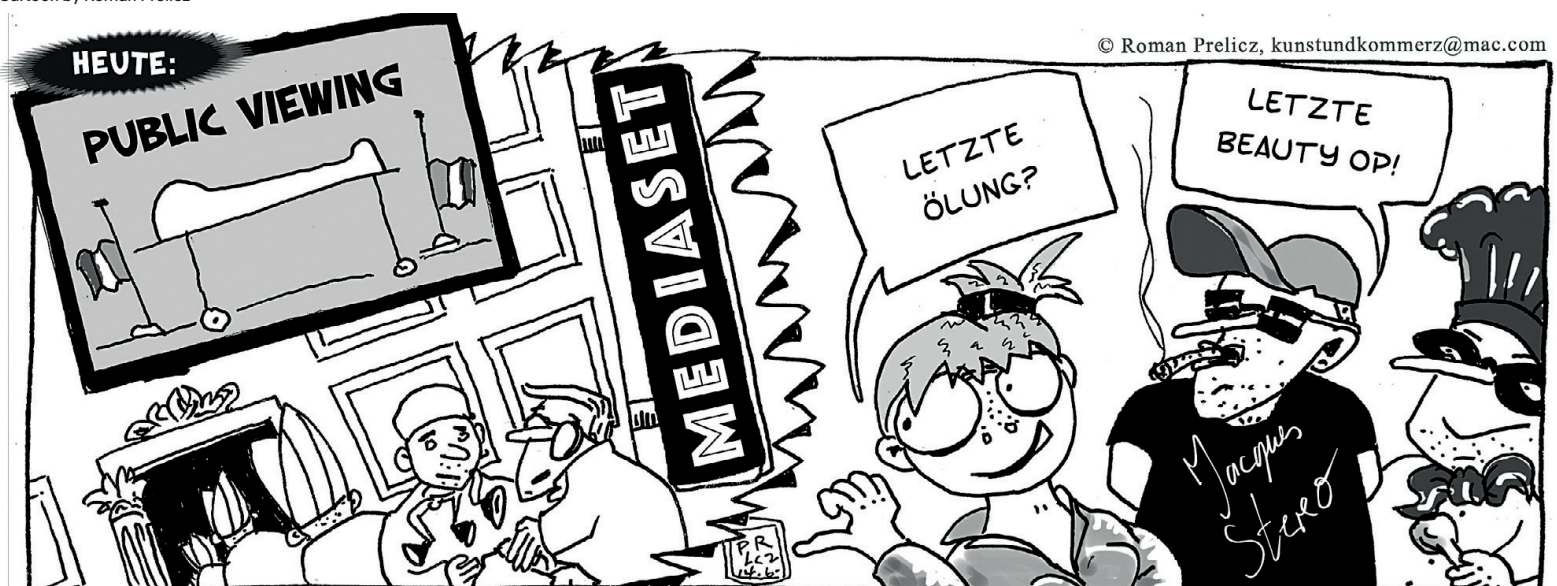


Mischa Schiwow,
AL-Gemeinderat

Die AL erhält von P.S. in der Rubrik «Meh Biss» jeden dritten Freitag im Monat eine Plattform für ihre Themen.

Cartoon by Roman Prelicz

© Roman Prelicz, kunstundkommerz@mac.com



Die Sache mit der Neutralität

In meinem rund 25 Jahren, in denen ich nun aktiv politisch tätig bin, spielte das Thema Neutralität der Schweiz nie eine grosse Rolle. Ich machte mir ehrlich gesagt auch nie fundiert Gedanken darüber. Natürlich sind wir neutral, das gehört zur DNA der Schweiz, das macht uns aus, ist die gängige Meinung. Was aber nun Neutralität genau bedeutet und wie sie ausgelebt werden sollte, ist nicht wirklich klar. Trotzdem wird sie in jeder 1. August-Rede mit Stolz erwähnt, vom Rütli bis zur Stadt Zürich. Laut einer Umfrage der ETH Zürich stehen nach wie vor 89 Prozent der Schweizer:innen hinter der Neutralität. Das kommt wohl auch daher, weil sich jede:r etwas anderes darunter vorstellt.

Der Angriffskrieg auf die Ukraine zwingt uns nun, Stellung zu beziehen und festzulegen, wie unsere Neutralität ausgestaltet werden sollte. Soll sie, wie die SVP dies in ihrer Initiative vorschlägt, keine Wirtschaftssanktionen mehr zulassen (das wäre dann das Modell «Kriegsgewinnler»), oder soll die Neutralität im Sinne von Bundesrat Cassis aktiv und kooperativ verstanden werden? Wir kommen an solchen Fragen nicht vorbei und die letzten Monate haben gezeigt, dass es nötig ist, dass wir darauf Antworten finden.

Eine «reine» Neutralität gibt es nicht und wird es auch nie geben. Wenn die UNO-Vollversammlung mit 77,9 Prozent beschlossen hat, dass sich Russland mit seinem Angriffskrieg völkerrechtswidrig verhalten hat, dann muss man auch als neutraler Staat Stellung beziehen und sich auf die Seite des Überfallenen stellen. Wenn wir das nicht gemacht hätten, hätte dies dem Aggressor Russland genutzt und Putin, dem vom Internationalen Strafgerichtshof gesuchten Kriegsverbrecher. Man kann sich in diesem klaren Angriffskrieg also nicht nicht positionieren.

Schwieriger wird die Sache mit der Neutralität aber, wenn es nun um die zurzeit heiss diskutierte Frage der indirekten Waffenlieferungen geht. Darf oder muss die Schweiz sogar Wiederausfuhren von Kriegsmaterial erlauben, wenn unsere europäischen Freunde uns darum bitten?

Diejenige Seite, welche solche Wiederausfuhren nicht ermöglichen möchte (das entspricht auch der momentanen gesetzlichen Grundlage), bemüht in der Argumentation sehr oft die Neutralität. Dabei ist es nicht das Haager Abkommen, das

Dabei ist es nicht das Haager Abkommen, das Wiederausfuhren verbietet, sondern das Kriegsmaterialgesetz.

Wiederausfuhren verbietet, sondern das Kriegsmaterialgesetz. Es ist also keine neutralitätsrechtliche, dafür umso mehr eine neutralitätspolitische Frage, ob man indirekte Waffenlieferungen möglich machen will.

Dieses Beispiel zeigt sehr gut auf, dass wir nicht drum herumkommen werden, unsere Neutralitätspolitik jetzt endlich klar festzulegen und zu justieren. Die Neutralität, welche die SVP beinahe schon mit religiösem Eifer zelebriert, hat es in dieser Form noch gar nie gegeben. Die Schweiz hat sich immer pragmatisch verhalten und ihre Neutralitätspolitik den Umständen angepasst. Nur so wird sie auch nicht zum Auslaufmodell.



Priska Seiler Graf,
Co-Präsidentin SP Kanton Zürich

Linke sagen nein zu den Pistenverlängerungen

Am 19. Juni stimmt der Kantonsrat über die umstrittenen Pistenverlängerungen ab. Die Piste 28 soll bei Rümlang um 400 m und die Piste 32 im Norden von Oberglatt um 280 m ausgebaut werden.

Die Befürworter:innen versprechen sich dadurch, dass die Sicher-

Leider waren die Flughafen AG und der Regierungsrat auch bei der Lärmbelästigung und dem Einhalten der Nachtruhe keine vertrauenswürdigen Partner.

heit erhöht und der Flugbetrieb stabiler abgewickelt werden kann. Damit sollen mehr Pünktlichkeit und weniger Lärm am Abend gewährleistet werden. Leider will weder die Flughafen AG noch der Regierungsrat verbindlich eine Zahl von Flugbewegungen oder das Einhalten der Nachtruhe festschreiben.

Der Pistenausbau läuft den Klimazielen direkt zuwider. Investition in Fliegerei ist angesichts der Klimakrise aus der Zeit gefallen. 2019, im Jahr vor der Corona-Pandemie, trug die Fliegerei in der Schweiz 12,6 Prozent der Treibhausgasemissionen bei.

Neben dem Ausbau der Pisten, welche 250 Mio. Franken kosten soll, investiert der Flughafen nach Aussagen des Vereins Fair in Air weitere 2 bis 3 Mia. Franken in die Flughafeninfrastruktur. Allein der Ausbau des Terminals 1 soll 800 Mio. Franken verschlingen. Wer so viel Geld investiert, will auch einen Return on Investment! 2019 äusserte sich der Sprecher der Flughafen AG gegen-

über den Medien noch so, dass es mit dem neuen Terminal möglich wird, 50 Millionen Passagiere abzufertigen. Äusserungen, die man aktuell von den Betreibern des Flughafens nicht mehr hört. Im flugstärksten Jahr wurden bisher 31,5 Mio. Passagiere in Kloten abgewickelt.

Leider waren die Flughafen AG und der Regierungsrat auch bei der Lärmbelästigung und dem Einhalten der Nachtruhe keine vertrauenswürdigen Partner. Seit der Einführung des Zürcher Fluglärmindex (ZFI) im Jahre 2006, der die Zahl der am Tag stark belästigten und in der Nacht im Schlaf stark gestörten Personen misst, wurde er nur während drei Jahren zu Beginn der Messung und jetzt wieder während der Corona-Pandemie eingehalten. Der Regierungsrat, der für die Einhaltung des Richtwertes der vom Fluglärm betroffenen Menschen besorgt sein soll, hat nie genügend scharfe Massnahmen dagegen ergriffen.

Ähnlich sieht es bei der Nachtruhe aus. Im Flughafengesetz ist vorgegeben, dass wir das Anrecht auf sieben Stunden Nachtruhe haben. An anderen Flughäfen wird die Nachtruhe genau eingehalten. An unserem Flughafen nimmt auch die Zahl der Flugzeuge, die während der Nachtflugsperrzeit zwischen 23:00 und 06:00 abfliegen – ausser während Corona – jährlich zu.

Wie sollen wir da Vertrauen haben, dass sich die Flughafen AG und der Regierungsrat mit verlängerten Pisten an die Regeln halten werden? Gerade rechtzeitig vor der Abstimmung wurde bekannt, dass die Flughafen AG Parteien, die ein grenzenloses Wachstum unterstützen, über Jahre Schmiergelder bezahlt hat.

Grüne, SP, AL, Teile der GLP und einzelne bürgerliche Kantonsrät:innen mit Rückgrat werden gegen die Pistenverlängerung stimmen. Das letzte Wort hat dann die Zürcher Bevölkerung.



David Galeuchet,
Kantonsrat Grüne, Bülach

«Frauenforderungen reichen nicht – die Anliegen müssen feministisch sein»

Zwei Feministinnen unterschiedlicher Generationen treffen aufeinander: Anna Rosenwasser und Zita Küng. Warum Frauenforderungen nicht reichen und wieso es wichtig ist, dass der Streik nicht nur feministische Aktivist:innen abholt, verraten die beiden im Gespräch mit Lara Blatter.

Wie stehen Sie zu Alice Schwarzer?

Anna Rosenwasser: Alice Schwarzer ist eine wichtige Vorkämpferin im deutschsprachigen Raum. Aber ich stehe ihr, wie viele meiner Generation, kritisch gegenüber. Sie hat eine wahnsinnig transfeindliche Haltung und spricht sich gegen das Kopftuch aus.

Zita Küng: Für mich ist sie eine sehr wichtige Person, ich bewundere ihren langen Atem. Dass man verschiedene Positionen zu politischen Fragen hat, finde ich normal. Im Unterschied zu dir, Anna, halte ich sie nicht für transfeindlich und islamophob. Schwarzers Ansichten sind sehr differenziert.

A.R.: Sie hat ein ganzes Buch über Transidentität geschrieben und darin stehen Dinge, die schlicht und einfach falsch sind. Das sind für mich keine diskutablen Schattierungen. Sie verletzt eine vulnerable Bevölkerungsgruppe, die meiner Meinung nach einen wesentlichen Teil im Feminismus verkörpert: Trans Menschen zeigen mir, dass es keinen falschen Weg gibt, Frau zu sein.

Warum ich mit Alice Schwarzer einsteige: Wer sich im deutschsprachigen Raum als Feminist:in versteht, der:die hat automatisch eine Meinung zu ihr – oft ist es eine Frage der Generation. Schwarzer selbst gründete die deutsche Zeitschrift Emma. Kürzlich echauffierte sich diese in einem Artikel, dass der feministische Streik sich nicht mehr Frauenstreik nennen will. Und auch diverse Schweizer Medien haben die Debatte aufgenommen. Kennen Sie diese Diskussionen?

Z.K.: Ich persönlich komme mit beiden Begriffen klar. Um die Diskussion zu verstehen, muss man die Geschichte des Frauenstreiks kennen. Er wurde 1991 von Frauen aus den Gewerkschaften initiiert und nicht von jenen aus der feministischen Bewegung. Daraus entstand 2019 dann der zweite Streik. Der damals von Feministinnen und von Gewerkschafterinnen lanciert wurde. Das heisst: Dass beide in einer Demonstration zusammen auftreten, ist eher neu. Jetzt ist die Frage, wer definiert den Streik – seinen Namen und die Anliegen? Der feministische Stempel ist gut, aber wir müssen schauen, dass der Streik möglichst gross

bleibt und alle abholt. Nicht nur feministische Aktivist:innen.

Weil sonst die eher konservativ geprägten Frauen nicht mehr streiken?

Z.K.: Konservative Frauen hatten wir schon 2019 kaum dabei. Wir müssen aufpassen, dass wir die Gewerkschaften nicht verlieren. Ich kann den Frauenstreik gerne feministischen Streik nennen. Wenn es aber heisst, ich darf das Wort Frau nicht mehr benutzen, dann schadet das der Bewegung.

A.R.: Meiner Community wird aus konservativen Kreisen vorgeworfen, man dürfe das Wort «Frau» nicht mehr nutzen, weil es nicht inklusiv genug sei, also trans und non-binäre Menschen nicht mitdenke. Aber dieses Verbot gibt es nicht!

Also dann ist es o.k., wenn man den Streik noch Frauenstreik nennt?

A.R.: Wenn das Wording «Feministischer Streik» Menschen abschreckt, dann ist nicht das Wort das Problem, sondern dass sie nicht intersektional und feministisch denken. Es gibt viele Frauen in der Politik und Öffentlichkeit, mit denen ich wenig politische Gemeinsamkeiten habe. Das Frau-Sein verbindet nicht per se, es ist das feministisch sein, das verbindet! Darum plädiere ich für den Begriff «Feministischer Streik».

Spielt es für Sie eine Rolle, von was für Frauen die Forderungen kommen?

A.R.: Frauenforderungen reichen nicht – die Anliegen müssen feministisch sein. Zudem erhoffe ich mir schon, dass der feministische Streik mehr Menschen inkludiert als der Frauenstreik. Wir streiken und kämpfen Seite an Seite mit Menschen, die keine Frauen sind, die aber genauso mitkämpfen.

Die Bewegung muss also intersektionaler werden?

A.R.: Ja.

Z.K.: Dass verschiedene Formen von Diskriminierung auf fiese Art miteinander interagieren und Situationen verschärfen, ist uns schon lange bewusst. Migration und Frau-Sein, Behinderung

und Frau-Sein etwa. Heute wollen wir diese Betroffenen in den Diskurs bringen. Das ist eine grosse Aufgabe, denn genau diese Frauen sind oft jene, die keine Zeit für ein Engagement haben.

Anna Rosenwasser, Sie schütteln den Kopf.

A.R.: Das Problem liegt darin, dass wir uns fragen müssen, warum kommen sie nicht? Wir müssen Mauern abbauen und nicht einzelne Bewegungen gegeneinander ausspielen.

Harmonie ist oft ein Attribut, dass weiblich gelesene Personen zugeschrieben wird. Ist es feministischer denn je, dass sich die Bewegung uneins zeigt?

A.R.: Absolut. Aber das bringt mich auch ins Hadern. Kennst du das auch, Zita, wo schaue ich über Uneinigkeiten hinweg und wo setze ich Grenzen? Das ist schwierig. Es gibt Arbeitsaufträge, die mir meine Monatsmiete und die Katzenstreu zahlen, aber gleichzeitig gehen sie mir gegen meinen linken Strich.

Z.K.: Ja, das wird immer schwierig bleiben. Wir alle haben unsere rote Linie an einem anderen Ort.

Sie sind beides weisse cis-Frauen, die von ihrem Aktivismus und Engagement leben können. Wie gehen Sie mit Ihren eigenen Privilegien um?

A.R.: Ich schaue mir selbst auf die Finger, will mich weiterbilden und lese Bücher über Diskriminierungsformen, von denen ich nicht betroffen bin. Gleichzeitig muss man auch damit leben, dass man Fehler macht.

Z.K.: Ja, total. Äussert jemand konstruktive Kritik an mir, dann nehme ich das ernst und will es verstehen und mit dieser Person in einen Diskurs kommen. Aber ich muss oft auch beim Wort «Privilegien» schmunzeln. Es wird inflationär gebraucht.

Wie meinen Sie das?

Z.K.: Diese Hierarchisierung von Privilegien funktioniert nicht immer. Ich bin als weisses Kind Schweizer Eltern in Zürich aufgewachsen, aber ich kenne Hunger. Wir hatten in meiner Kindheit oft zu wenig Essen. Welche Erfahrung also eine

Person in ihrem Leben macht, das sieht man ihr nicht immer an. Alter, Hautfarbe, Vermutung über Klasse, Gesundheit kann man erahnen, aber vieles eben nicht. Und darum darf der Feminismus nicht schematisch werden und sagen: «Weil wir weisse cis-Frauen sind, dürfen wir dies und das nicht.»

A.R.: Wir müssen uns überlegen, wann ist unser Moment? Ich bekomme viele Anfragen zum Thema Transidentität. Aber macht es Sinn, dass meine Stimme gehört wird? Diese Frage stelle ich mir lieber zu oft als zu wenig. So können wir Sichtbarkeit weitergeben und Allys sein, also uns mit jenen solidarisieren, die anderweitig von Diskriminierung betroffen sind.

Inwiefern beeinflussen Ihre Erfahrungen Ihren Aktivismus?

A.R.: Mein queerfeministisches Umfeld ist eine Gemeinschaft, die ich mir immer gewünscht habe. Als queere Frau in meiner Community feiere ich auch das Leben. Wir kämpfen für etwas, nicht gegen etwas – dieses Mindset spendet mir Kraft.

Z.K.: «Was hat dich zur Feministin gemacht?», diese Frage stellen mir Journalist:innen oft. Diese Momente kann es geben, aber es gibt unendlich viele Gründe, Feministin zu werden. Für mich ist es unter anderem eine grosse intellektuelle Leistung. Man wird nicht Feministin, ohne dass man sich intensiv über viele Aspekte des Lebens und der Gesellschaft Gedanken gemacht hat.

Anna Rosenwasser, Sie sagten auch, dass Sie viel lesen und sich weiterbilden. Stimmen Sie Zita Küng zu, wenn sie sagt, dass nur wer sich viele Gedanken macht, Feministin wird?

A.R.: Nein, denn im Kopf können wir uns mit rationalen Scheinargumenten das Patriarchat rechtfertigen. Für mich hat Feminismus viel mehr mit Intuition zu tun: Ich spüre meine Grenzen und nehme wahr, dass sie überschritten werden, und dann realisiere ich, dass ich mich wehren darf.

Z.K.: Du beschreibst die intellektuelle Ebene als Gegensatz zur Intuition. Damit wir uns Gedanken über Feminismus und das Patriarchat machen, braucht es beide Zugänge. Und dieses Denken verstehe ich unabhängig von unserem Bildungssystem: Feminismus wird ja nirgends gelehrt.

A.R.: Ich gelangte sehr losgelöst von meinem Verstand zum Feminismus. Ein Beispiel: Werde ich im Bus von einem Mann angestarrt, dann sagt mein Kopf: «Du übertreibst, alles easy.» Meine Intuition gibt mir das Gefühl: «Das ist unangenehm.» Feministin werden, heisst darum für mich: Zuerst weniger auf den Kopf hören, mehr auf meine Intuition und dann hinterfragen. Und klar, da kommt der Intellekt ins Spiel.

Z.K.: Das ist das Entscheidende: Was der Körper spürt, müssen wir mit dem Kopf neu sortieren. Wir müssen die Erlebnisse neu und richtig einordnen und nicht so, wie es uns das Patriarchat gelehrt hat.

Sprechen wir über das Patriarchat. Das Recht auf Abtreibung wird infrage gestellt, Menschen zei-



Zwei Feministinnen unterschiedlicher Generationen: Zita Küng (links) und Anna Rosenwasser, die im Herbst als Nationalrätin für die SP kandidiert. Mit dem Listenplatz 20 stehen ihre Chancen gering. Aber sie will mehr junge Frauen und Queers an die Urne bringen. (Bild: Elio Donauer)

gen sich entrüstet über geschlechterneutrale Toiletten. Die SVP kämpft gegen den Genderstern, sorgt dafür, dass ein Gender-Tag abgesagt wird und hetzt gegen eine Dragqueen-Lesestunde für Kinder. Was macht das mit Ihnen?

A.R.: Momentan findet ein antifeministisches Agenda-Setting statt. Im Vordergrund geht es um Gendersterne und Dragqueens, aber eigentlich geht es darum, grundlegende feministische Errungenschaften rückgängig zu machen.

Z.K.: Und die Medien finden das super, heizen die Debatte weiter an.

A.R.: Sie übernehmen das rechte Wording und ihre Themensetzung. Im Hintergrund passieren dann Dinge, wie dass Opferberatungsstellen weniger Gelder bekommen oder am Recht auf Abtreibung gerüttelt wird.

Macht Ihnen das Angst?

A.R.: Nein, es macht vielleicht weh. Aber zusammen mit vielen anderen arbeiten wir an Lösungen und das gibt Hoffnung. Brauche ich Trost, dann sage ich mir auch: Diese Rückschläge gibt es in der Geschichte oft. Das ist ein patriarchales Aufbäumen, von Menschen, die merken, dass die Veränderungen unaufhaltbar sind. Das macht den Backlash nicht angenehmer, aber diese hoffnungsvolle historische Einordnung tröstet mich darüber hinweg, dass dieser Teil des Fortschritts immer am schmerzlichsten ist.

Z.K.: Der tödlich getroffene Löwe des Patriarchats.

Kommen wir zum feministischen Streik. Wie haben Sie den 14. Juni verbracht?

Z.K.: Ich war in Zürich unterwegs und hoffte, der Streik würde so gross. Denn es gibt nach wie vor viele Frauen, die nicht streiken können oder dafür grosse Risiken eingehen müssen. Diese können wir nur schützen, indem wir viele sind – und laut.

A.R.: Ich habe zwei Reden gehalten. Danach wurde getanzt! Auch das ist ein wichtiger feministischer Akt.

Zita Küng, für Sie ist es bereits der dritte Streik, den Sie erleben. Welche Erinnerungen haben Sie an 1991?

Z.K.: Das war riesig! Ich war damals in der Gewerkschaft Bau und Holz aktiv. Hier auf dem Kanzleiareal stand unsere Frauenstreikküche. Männer sollten die streikenden Frauen und ihre Kinder versorgen. Die Männer fragten mich: «Für wie viele sollen wir kochen?» Ich sagte: 3000. Sie hielten mich für wahnsinnig und kochten Risotto für 600 Frauen und schlussendlich kamen gegen 10000. Die Männer waren echt gefordert, aber kapierten: Frauen haben gemeinsam eine unglaubliche Kraft.

Anna Rosenwasser, Sie haben 2019 zum ersten Mal den Streik miterlebt. Haben Sie diese irrsinnige Kraft auch gespürt?

A.R.: Ja. Ich kenne Menschen, die heute noch vom Streik mit strahlenden Augen sprechen. Dieser Tag hat vielen Menschen sehr viel gegeben. Es war vergleichbar mit einer Akkuladung der grossen feministischen Bewegung.

Z.K.: Das war auch 1991 so. Ich sagte danach, das war der schönste Tag in meinem Leben. Hoffentlich können wir genau dieses Gefühl wieder erzeugen: Es gibt Energie und macht Eindruck.



Feministischer Streik in Zürich in Bildern

Bilder: Tim Haag





Dranbleiben!

Der Kampf gegen geschlechtsspezifische Gewalt fördert die Gleichstellung, und umgekehrt hilft Gleichstellung, geschlechtsspezifische Gewalt zu bekämpfen: So lautet die Kernaussage eines Mediengesprächs zum 14. Juni.

Nicole Soland

Datum und Ort waren mit Bedacht gewählt: Am Dienstag, einen Tag vor dem feministischen Streik vom 14. Juni, luden Regierungsrätin Jacqueline Fehr und Stadtpräsidentin Corine Mauch zu einem Mediengespräch in den obersten Stock des Stadthauses, genauer in die Bibliothek zur Gleichstellung. Thema: «Gleichstellung stärken, Gewalt bekämpfen.» Nebst Corine Mauch und Jacqueline Fehr wandten sich auch die neue Leiterin der Fachstelle für Gleichstellung des Kantons Zürich, Susanne Nef, und Martha Weingartner, Projektleiterin bei der Fachstelle für Gleichstellung der Stadt Zürich an die Journalistinnen und Journalisten (wobei letztere für einmal arg in der Minderheit waren...).

Zum Einstieg zollte die Stadtpräsidentin den vielen Menschen, insbesondere Frauen, Respekt, die sich Tag für Tag in Mädchen- und Frauenhäusern, Beratungsstellen etc. engagieren. Wir hätten aber auch die internationale Verpflichtung, Gewalt zu verfolgen, fügte sie mit Verweis auf die Istanbul-Konvention an. Das unter diesem Namen bekannte Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und von häuslicher Gewalt ist für die Schweiz am 1. April 2018 in Kraft getreten. Die Stadtpräsidentin erinnerte weiter an die laufende Kampagne «Zürich schaut hin», die sie zusammen mit Sicherheitsvorsteherin Karin Rykart lanciert hat (P.S. berichtete). Auf dieser Plattform sei in den letzten zwei Jahren mehr als 600 Mal eine sexuelle, homo- oder transfeindliche Belästigung gemeldet worden. Das macht im Schnitt rund zwei Meldungen pro Tag. Weil der Kampf gegen sexuelle Gewalt nur gemeinsam zu gewinnen sei, ist «Zürich schaut hin» dieses Jahr unter anderem am Zürifäsch, am Caliente und an der Streetparade präsent: «Wir dürfen nicht wegsehen

bei Übergriffen.» Die Männer seien speziell angesprochen, hinzuschauen, einzugreifen und Stellung zu beziehen.

«Gender-Tage für alle Schulen»

Regierungsrätin Jacqueline Fehr sagte, der 14. Juni sei ein Tag zum Feiern, aber auch ein Tag zum Kämpfen. Errungenschaften wie etwa das Frauenstimmrecht, das neue Sexualstrafrecht oder die Fristenregelung seien dem Mut und der Hartnäckigkeit von Frauen geschuldet, die laut und fordernd aufgetreten seien und sich dafür hätten schräg anschauen lassen: «Aber mit Bravsein gewinnt man in der Politik keinen Blumentopf.» Alle Frauen stünden, bildlich gesprochen, auf den Schultern von Feministinnen, fügte sie an: «Nur wer sich sicher fühlt, wer keine Angst haben muss vor Übergriffen und Gewalt, kann sich selbst entfalten.» Die Gleichstellung sei aber

«Aber mit Bravsein gewinnt man in der Politik keinen Blumentopf.»

Regierungsrätin
Jacqueline Fehr

auch die beste Prävention von Gewalt, wohingegen uns «feige Gültigkeit» nicht weiterbrächten. Umgekehrt hätten Frauen, die autonom seien und finanziell unabhängig, bessere Voraussetzungen, sich zu wehren und vor Übergriffen zu schützen. Deshalb sei Lohngleichheit ebenso wichtig wie eine gerechte Verteilung der Care-Arbeit.

Jacqueline Fehr erinnerte weiter daran, dass es wichtig sei, dass sich schon Kinder und Jugendliche mit Geschlechterrollen und -stereo-



Wer kümmert sich? Lohngleichheit ist wichtig für die Gleichstellung, eine gerechte Verteilung der Care-Arbeit aber auch. (Bild: Urs Keller, Ex-Press)

typen auseinandersetzen und dass sie lernten, dass es keine Toleranz gebe für ungleiche Machtverhältnisse. Wenn Politiker torpedierten, was den Vorgaben des Lehrplans 21 entspreche und in der Istanbul-Konvention festgehalten sei, dann sei das nicht nur lächerlich und ärgerlich, sondern «radikal verantwortungslos»: «Ich wünsche mir in allen Schulen Gender-Tage, und zwar regelmässig.» An der Umsetzung der Istanbul-Konvention sei der Regierungsrat dran, fügte Jacqueline Fehr an: Pionierarbeit leisteten die Fachleute des Statistischen Amtes, indem sie die Datengrundlage im Bereich der geschlechtsspezifischen Gewalt erweiterten und verbesserten. Dadurch werde es möglich, gezieltere und wirkungsvollere Präventionsangebote zu entwickeln.

Gegen Gewalt, für Gleichstellung

«Das Engagement gegen geschlechtsspezifische Gewalt fördert die Gleichstellung, und Gleichstellung ist ein zentraler Treiber in der Bekämpfung und Verhütung von geschlechtsspezifischer Gewalt», fasste Susanne Nef zusammen. Doch wo sollen wir angesichts der vielen Formen sexueller Gewalt ansetzen? Ein grosser Teil davon finde im häuslichen Bereich statt, sagte sie, und diese Gewalt nehme zu. Gleichzeitig sei eine Zahl über die Jahre relativ konstant geblieben: «Nur rund 10

bis 22 Prozent der Betroffenen wenden sich an die Polizei.» Das gehe aus Opferbefragungen und Dunkelfeldstudien hervor. Entsprechend gross sei der Handlungsbedarf. Der Hauptrisikofaktor sei aber fehlende Gleichstellung auf der gesellschaftlichen Ebene, sagte Susanne Nef: Jede fünfte Frau könnte sich eine Trennung finanziell nicht leisten.

Entscheidend sei denn auch die Vereinbarkeit von Familie und Beruf: So könnten vier von fünf kinderlosen Frauen von ihrem eigenen Lohn leben, während die grosse Mehrheit der Mütter das nicht könne. Es brauche deshalb die Umsetzung des Gleichstellungsgesetzes ebenso wie eine individuelle Besteuerung. Gewalt zur Konfliktlösung dürfe nicht akzeptiert werden, und Gleichstellung sei in allen Lehrplänen und Bereichen zu verankern.

Martha Weingartner verwies noch auf die regelmässig durchgeführte Befragung von 13- bis 19-Jährigen: In dieser Jugendbefragung habe sich 2021 eine starke Zunahme von Opfererfahrungen in der Kategorie «Sexuelle Nötigung/Vergewaltigung» gezeigt, und zwar vor allem bei den Mädchen und den queeren Jugendlichen. Junge Männer seien umgekehrt stark von Gewalt durch andere junge Männer betroffen gewesen. Martha Weingartner plädierte deshalb dafür, nicht nur von «Jugendgewalt» zu reden, sondern diese geschlechtsspezifisch zu betrachten.

Betreuen statt bewachen

An der Jahresmedienkonferenz von Justizvollzug und Wiedereingliederung (JuWe) stehen die Aufseherinnen und Betreuer im Mittelpunkt.

Tim Haag

Es gibt wenige Orte, wo sich staatliche Macht radikaler manifestiert als im Justizvollzug. Er schliesst Menschen ein, nimmt ihnen die Freiheit. Und die Reife einer Gesellschaft, konstatiert Jacqueline Fehr, Vorsteherin der Direktion der Justiz und des Innern, erkenne man am Umgang mit ihren Machtmitteln. Wie in der Schweiz mit Straffälligen umgegangen wird, hat sich in den letzten 200 Jahren grundlegend verändert. Die Aufklärung brachte den Besserungsgedanken in den Strafvollzug, aus dem Kerker wurde die Strafanstalt und später das Wiedereingliederungszentrum, und aus Vergeltung und Bestrafung der Inhaftierten wurde Betreuung und Befähigung.

Gute Nachbar:innen hervorbringen

Heute ist, wie Fehr an der Jahresmedienkonferenz von Justizvollzug und Wiedereingliederung (JuWe) Kanton Zürich sagt, die erfolgreiche Wiedereingliederung oberstes Vollzugsziel. Straffällige sollen nach ihrem Gefängnisaufenthalt «gute Nachbar:innen» sein können, so das Bestreben. Symbolisch für diese Anstrengungen sind beispielsweise die Reform der Untersuchungshaft aus dem Jahr 2017, dank der Inhaftierte mehr Bewegungsfreiheit (bis zu neun Stunden pro Tag ausserhalb der Zelle) geniessen. Um gute Nachbar:innen hervorbringen zu können, braucht es in den Strafvollzugsanstalten entsprechend ausgebildetes Personal. Keine Wärter:innen mehr – Amtsleiterin Mirjam Schlup mahnt die Medienschaffenden am Ende der Konferenz, diese Bezeichnung zu vermeiden – sondern Aufseher und Betreuerinnen.

Mit Pascal Ernst ist einer von ihnen an der Medienkonferenz im Walcheturm vertreten. Er ist Quereinsteiger, wie alle seine Kolleg:innen, 35 Jahre alt und hat vor seiner Anstellung in der Justizvollzugsanstalt Pöschwies Elektromonteur gelernt. Die Ausbildung zur Fachperson Justizvollzug, die Ernst vor drei Jahren abgeschlossen hat, findet «on the Job» und in Weiterbildungskursen statt. Die Kompetenzen, die gemäss JuWe in der Ausbildung gefördert und gefordert werden, passen wenig ins traditionelle Bild eines Gefängniswärters: Empathie, ethisches Handeln, Inklusions- und Reflexionsfähigkeit.

Das Ziel: Auf die besonderen Bedürfnisse der einzelnen inhaftierten Personen, ihren psychischen Zustand und ihre Vorgeschichte eingehen

und eine positive Beziehung aufbauen können. Waffen tragen die Aufseher:innen keine. Sollte gewaltfreie Deeskalation nicht möglich sein, wird die Polizei gerufen.

Tischtennis und Monopoly

Auch der typische Arbeitstag der Betreuer:innen, wie ihn Ernst an der Medienkonferenz vorstellt, gleicht eher demjenigen eines Sozialpädagogen – mal davon abgesehen, dass Sozialpädagogen normalerweise keine Gefängniszellen nach verbo-

«Es gibt keine Alternative zum Miteinander und zur Teilhabe aller – auch mit Straffälligen.»

Regierungsrätin Jacqueline Fehr

ten Gegenständen durchsuchen müssen. Um 7 Uhr werden die Zellen geleert, dann frühstücken die Fachpersonen Justizvollzug gemeinsam mit den Inhaftierten. Um 8 Uhr gehen die Inhaftierten zur Arbeit, als Werkmeister betreut sie Ernst da-

bei. Die Inhaftierten basteln Windlichter aus alten Aludosen und Postkarten, betätigen sich in der Ton-, Holz- oder Glaswerkstatt, verarbeiten Tannenzapfen oder Schwemmholz. Besonders stolz ist Ernst auf ein Modell-Formel-1-Auto aus Holz, das ein Inhaftierter kürzlich gebaut hat. Nach der Arbeit und dem «Abendessen» um 16.30 Uhr haben die Inhaftierten Zeit, zusammen mit den Betreuer:innen verschiedenen Aktivitäten nachzugehen: Es finden Malkurse statt, die Schachgruppe trifft sich oder man spielt eine Runde Tischtennis oder Monopoly. Die Abendaktivitäten mit den Inhaftierten sind für Ernst ein Highlight der Arbeit: «Hier habe ich immer wieder spannende Gespräche und erfahre vieles, das mir später im Umgang mit den einzelnen Inhaftierten hilft.» Um 19.30 Uhr ist jeweils Zapfenstreich: Die Häftlinge werden zurück in die Zellen gebracht und die Türen verriegelt, und Ernst und Co machen sich daran, die Geschehnisse des Tages im Journal festzuhalten.

Jacqueline Fehr weiss: «Es gibt keine Alternative zum Miteinander und zur Teilhabe aller – auch mit Straffälligen.» Es scheint also eine gute Idee zu sein, auch ein Miteinander zwischen Justizvollzugspersonal und Inhaftierten zu pflegen.



Der Spazierhof im Gefängnis Limmattal mit Töggelikasten, Tischtennis und Kraftgeräten. (Bild: Dominic Büttner / JuWe)

Zu günstigen Wohnungen verpflichten

Von Um- und Aufzonen in Adliswil sollen nicht bloss Bauherren, sondern auch Mieter:innen profitieren: Mit einer gemeinsamen Volksinitiative verlangen SP und GP jetzt, dass ein Drittel der jeweils zusätzlich möglichen Wohnflächen preisgünstig vermietet werden muss.

Arthur Schäppi

Die Lancierung der gemeinsamen «Volksinitiative Anteil an preisgünstigen Wohnungen bei Verdichtungen» haben die Sozialdemokrat:innen an ihrer Generalversammlung und die Grünen an ihrer Parteiversammlung beschlossen. Bevor die Initianten mit der Unterschriftensammlung loslegen, haben sie jetzt aber erst einmal den Initiativtext dem Stadtrat zur rechtlichen Vorprüfung eingereicht, wie Gemeinderat Wolfgang Liedtke, SP-Präsident und Mitglied des Initiativkomitees, gegenüber P.S. bestätigt.

Für erschwinglichen Wohnraum sorgen

In Zeiten einer sich verschärfenden Wohnungsknappheit und markant steigender Mieten wollen die Initianten mit ihrem Volksbegehren über eine entsprechende Anpassung der kommunalen Bau- und Zonenordnung (BZO) dafür sorgen, dass in Adliswil auch für Mieter:innen in bescheidenen Verhältnissen neuer, erschwinglicher Wohnraum entsteht. Konkret verlangt die Initiative, dass bei baulichen Verdichtungen aufgrund von Auf- und Umzonungen 30 Prozent des zusätzlich realisierbaren Wohnraums gemäss der kantonalen Verordnung über den preisgünstigen Wohnraum günstig vermietet werden muss.

Die dabei höchstzulässigen Mietzinse müssten sich gemäss dem kantonalen Planungs- und Bau-

gesetz «an den Investitionskosten, den laufenden Kosten, den Rückstellungen für Erneuerungen, den Abschreibungen und einer angemessenen Rendite orientieren». Bauherren würden im Gegenzug bei der Mehrwertabgabe, die Adliswil auf 30 Prozent festgesetzt hat, entsprechend entlastet.

Vom Parlament abgeblockt

An die Urne und damit vors Stimmvolk bringen will die Adliswiler Linke ihr Anliegen nun, weil das bürgerlich dominierte Stadtparlament im letzten März eine von der SP eingereichte und von den Grünen mitunterstützte analoge Motion abgeblockt hatte. SP und Grüne hatten damals auf den grossen Mangel an bezahlbarem Wohnraum auf dem lokalen Wohnungsmarkt hingewiesen und betont, dass in Adliswil seit rund 15 Jahren praktisch nur noch Wohnungen im mittleren, gehobeneren oder hohen Preissegment gebaut und geplant würden. Selbst altingesessene Adliswiler:innen seien deshalb oftmals gezwungen, wegzuziehen, wenn ihre Siedlung zugunsten einer Neuüberbauung abgebrochen werde. «Viele Seniorinnen und Senioren leben auch in zu gross gewordenen Wohnungen, weil kleinere Wohnungen zu einem bezahlbaren Mietzins nicht zu finden sind», sagt Wolfgang Liedtke dazu.

Im Stadtparlament hatten zwar auch die Gegner eingeräumt, dass es an günstigen Wohnungen in Adliswil mangelt, wiesen aber den linken Vorstoss pauschal als «zu unflexibel» zurück. Und der Stadtrat wollte erst einmal eine Analyse des Wohnungsmarktes vornehmen und die Festlegung von preisgünstigem Wohnraum im Rahmen einer BZO-Revision lediglich «prüfen» und gegen andere Massnahmen abwägen.

Mit einer derart vagen und unverbindlichen Absichtsbekundung aber liess sich die Linke nicht trösten und reagiert deshalb nun mit der Volksinitiative. Für deren Zustandekommen braucht es 450 gültige Unterschriften innert sechs Monaten.

Richterswil ermöglicht Genossenschaftswohnungen

Jetzt reagiert die linksufrige Zürichseegemeinde Richterswil auf den akuten Mangel an bezahlbarem Wohnraum für Mieter:innen mit bescheidenem oder auch mittlerem Einkommen. Die Gemeindeversammlung hat letzte Woche mit wuchtigem Mehr beschlossen, rund 9000 Quadratmeter Gemeindeland im Ortsteil Samstagern, nahe der katholischen Kirche im Walder, im Baurecht an Wohnbaugenossenschaften abzugeben – für die Realisierung von günstigen Wohnungen mit Kostenmiete. Und zwar primär für Familien, aber etwa auch für ältere oder behinderte Menschen. Die Gemeindeversammlung folgte damit dem Gemeinderat, der einer weitergehenden Einzelinitiative der FDP einen Gegenvorschlag entgegenstellt hatte. Die freisinnigen Initianten wollten für den genossenschaftlichen Wohnungsbaus

auch noch eine angrenzende, gut 4800 Quadratmeter grosse Parzelle, wo derzeit ukrainische Flüchtlinge in einem Pavillon-Provisorium einquartiert sind, abgeben. Dagegen wehrte sich der Gemeinderat mit dem Argument, dass man diese Landreserve in der Zone für öffentliche Bauten womöglich noch längerfristig für die Unterbringung von Flüchtlingen brauche. Oder beispielsweise auch für eine vorübergehende Teilauslagerung der Gemeindeverwaltung bei einer späteren Sanierung der Gemeindehäuser. Hinter den Gegenvorschlag der Exekutive stellten sich Mitte, SP und SVP. Und mit grosser Mehrheit entschied die Versammlung aufgrund eines SP-Abänderungsantrags auch, dass ortsansässige Genossenschaften bei der Vergabe des Gemeindelands grundsätzlich bevorzugt werden sollen. *as.*

Auf der Ziellinie ausgebremst

Wenn es um Temporeduktionen auf den Gemeindestrassen geht, kommen Befürworter:innen und Gegner:innen in Langnau am Albis jeweils ganz schön in Fahrt. Genauso regelmässig wurden in den letzten 20 Jahren diverse Bemühungen zur Einführung von Tempo 30 in grösserem Umfang und namentlich im Zentrum letztlich aber abgeblockt. Und zwar meist mit Argumenten, die in umliegenden Gemeinden, wo man Tempo 30 umgesetzt hat, in der Praxis längst widerlegt worden sind. An der letzten Langnauer Gemeindeversammlung, die einen Rekordaufmarsch von 536 Stimmbürger:innen erlebte und die deshalb vorsorglich in ein eigens dafür aufgestelltes Zelt verlegt worden war, schien der Durchbruch nun endlich geschafft. Gegen den Widerstand namentlich von SVP und FDP stimmte die Versammlungsmehrheit einer mit wenigen Ausnahmen fast flächendeckenden Einführung von Tempo 30 auf den kommunalen Quartierstrassen zu. Und selbst bei der Neuen Dorfstrasse, welche mit der Al-

bispass- und der Sihltalstrasse zwei Kantonsstrassen im Ortszentrum miteinander verbindet und die zum Hauptanknopfel des Tempostreits wurde, obsiegt die Befürworter:innen von Tempo 30 knapp mit 247 zu 232 Stimmen. Und das, obwohl sich dort auch der Gemeinderat gegen eine Herabsetzung der Innerortsgeschwindigkeit gesträubt hatte. Der

Der Jubel der Sieger kurz vor Mitternacht kam indes verfrüht.

Jubel der Sieger kurz vor Mitternacht kam indes verfrüht. Über die an der Gemeindeversammlung bereinigte Vorlage wird nun nämlich an der Urne definitiv entschieden. Weil ein entsprechender, nachträglich aus der Mitte der Gemeindeversammlung gestellter Antrag das dafür nötige Quorum von einem Drittel der Stimmen erreichte. *as.*

Extravagante Ausnahmen

Der St. Galler Modehersteller Akris steht für raffinierte Stoffe, Schnitte und die Tragbarkeit der Modelle. Die Ausstellungswürdigung von Karin Gimmi konzentriert sich indes auf extravagantere Stücke im Dialog mit deren Inspirationsquellen.

Thierry Frochoux

Die deutschen Texte der Jubiläumsschrift anlässlich des 100-jährigen Firmenjubiläums sind verdankenswerterweise kostenlos auf der Verlags-homepage von Lars Müller Publishers einsehbar. Sie ermöglichen einen informativen Einstieg in eine potenziell nicht alltägliche Welt. Akris ist eines von nur sieben nichtfranzösischen Mitgliedern der Fédération de la Haute Couture et de la Mode, und seit 2004 defilieren die Prêt-à-Porter-Kollektionen zweimal jährlich offiziell im Rahmen der Semaines de la mode de Paris. Insgesamt stellt die Firma jährlich zehn Kollektionen her, und der Blick auf die Website lässt zweierlei Schlüsse zu: Die Stücke wirken grossmehrheitlich tatsächlich tragbar, und sie rangieren im Preissegment sehr deutlich unter den heute hauptsächlich als Marketingmaschinerien fungierenden Luxuslabels. Die Ausstellungsstücke im Rahmen von «Akris. Mode. selbstverständlich» im Museum für Gestaltung Zürich zeigen von den vielen Facetten die extravaganteste.

Kunstbegegnung bildet

Auch noch die dritte Generation der Fabrikantenfamilie Kriemler hält die Herstellung, also die Kontrolle in den eigenen Händen, gewisse spezialisierte Tätigkeiten fertigen langjährig vertraute Partner. Das A und O sind die Stoffe, die für den Kreativchef Albert Kriemler immer zuerst stehen. Wie sonst nur in der Haute Couture üblich, erprobt er gemäss Jubiläumsbuch ihre Bewegungseigenschaften, wie sie fallen, welchen Schnitt sie regelrecht einfordern, am lebenden Modell. Das zweite zentrale Merkmal ist die Farbigkeit. Je nach Stoff verändert sich die Eignung dafür, die Suche nach neuen Nuancen führt oftmals zurück in die Mode- also auch Firmengeschichte, die Kunst und natürlich die Natur. Trotz der industriellen Fertigung bleibt für das Finish immer Handarbeit über, der die Firma traditionell einen hohen Stellenwert einräumt. Kurzum steht hier Qualität an erster Stelle, gefolgt von Raffinesse in Kombination mit der Weiterentwicklung, beispielsweise im Bedrucken einer suggerierten Dreidimensionalität des Musters oder gar des Verwebens von LED-Leuchtmitteln. Die auch mit haptischen Stationen ausge-



Einen Mantelstoff mit der Fotografie des «Mantelanziehers» von Rodney Graham zu bedrucken, verweist letztlich wieder auf den Fragenkomplex, den bereits René Magritte mit «La trahison des images» (Ceci n'est pas une pipe) aufgeworfen hat. (Bild: Regula Bearth, ZHdK)

stattete Ausstellung teilt sich hauptsächlich in zehn der jüngsten Kollektionen, die in Zusammenarbeit oder durch die Inspiration von Bildenden Künstler:innen und Architekt:innen entstanden sind. Es

«Das tun, was man für richtig hält, auch wenn die Welt davon noch überzeugt werden muss.»

Albert Kriemler

sind Preziosen, die die die Kür der Fertigkeit symbolisieren, wofür manch eines der Ausstellungsstücke die noble Zurückhaltung oder gar die Tragbarkeit für jede Frau für einmal übergeht.

Überblickbare Wagnisse

Oder dann halt genau den Mut von der potenziellen Trägerin einfordert, den die Familie seit jeher als Credo hochhält: «Das tun, was man für richtig hält, auch wenn die Welt davon noch überzeugt werden muss.» Die Geschichte der auf Alice Kriemler-Schoch zurückgehenden Firma liest sich spannend. Das «Bauchgefühl», das gemäss ihrem Enkel Albert nach wie vor für Experimente und Neuerungen als ausschlaggebendes Kriterium zurate gezogen wird und von seinem Bruder Peter Kriemler mit der Verträglichkeit mit der betriebswirtschaftlichen Expertise in eine Abwägung ge-

bracht wird, ist für ein Geschäft mit der optischen wie auch haptischen Sinnlichkeit offenkundig ein valabler Gradmesser. Mehrmals, in der Weltwirtschaftskrise, in der Finanzmarktkrise und jüngst in den Lockdowns, haben sich davor getätigte Akquisitionen und Investitionen als regelrechte Rettungsanker herausgestellt, die das Fortbestehen der Firma sicherten.

Die Nase fürs Geschäft scheint in der Familie also im Mindesten genauso ausgeprägt wie der Sinn fürs Schöne. Die Verwurzelung in der Tradition, insbesondere in den Stickereien – was heute überhaupt nichts mehr zu tun hat mit floralem Biedersinn – und der auf der Haut spürbare Unterschied der Qualität der Stoffe (die an mehreren Stellen der Ausstellung regelrecht ertastet werden darf), gipfelt in einem von Neugier und Innovation getriebenen Fachwissen, das etwa mit der Lancierung des ersten Accessoires 2009 die Wahl des Materials auf Rosshaar fallen liess. Ein Unikum und gerade deshalb ein Alleinstellungsmerkmal, selbst wenn die Rosshaar zu verarbeiten überhaupt fähigen Maschinen genau genommen bereits regelrechte Antiquitäten sind. Wer Freude an Handwerk, Detailverliebtheit und Wagnissen in Kombination mit simpel erscheinenden, dafür belastbaren Erkenntnissen hat, kommt hier auf die Rechnung. Und schön anzuschauen ist dazu.

«Akris. Mode. selbstverständlich», bis 24.9., Museum für Gestaltung Zürich, Ausstellungsstr. 60, Zürich. Podium: «Optische Reize» mit Albert Kriemler, Thomas Ruff und Bice Curiger, So, 18.6., 12h, ebenda.

«... dass es so nicht weitergehen kann»

Samstag, 17. Juni

8.30 SWR: «**Vorkämpferin für Frauenrechte und Frieden.**» Julia Haungs über Clara Zetkin (1857-1933). Sie galt im Deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik als Ikone weiblicher Emanzipation, kämpfte für die Befreiung der Arbeiterinnen, sie initiierte 1911 den Internationalen Frauentag, um das Wahlrecht zu erstreiten, und mobilisierte Frauen gegen den Krieg. 90 Jahre nach ihrem Tod ist die sozialistische Politikerin jedoch ausserhalb der Linken weitgehend vergessen.



9.00 DLF: «**Kalenderblatt.**» Vor 70 Jahren: Volksaufstand in der DDR niedergeschlagen.

10.00 DLF: «**Klassik, Pop et cetera.**» Heute die Kulturwissenschaftlerin Mithu Sanyal. Sie promovierte über die Kulturgeschichte des weiblichen Genitals, enthielt im Sachbuch «Vulva» das «unsichtbare Geschlecht», und 2021 erschien ihr Debütroman «Identitti», wo sie von einer Professorin für postkoloniale Theorie erzählt, die sich als Inderin ausgibt, in Wirklichkeit aber deutscher Abstammung ist und ihre Haut verdunkeln liess... Sie selbst wuchs in Düsseldorf auf und stammt aus einer indisch-polnischen Familie.

11.00 DLF: «**Geschichten vom Suchen und Finden.**» Philipp Lemmerich über das Erbe der italienischen Arbeitsmigration. Reihe Gesichter Europas. Die ersten kamen 1956, nutzten ihre Reisefreiheit innerhalb der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. «Nach wie vor fühlen sich viele sowohl in Italien als auch in Deutschland zuhause; andere sind Zeit ihres Lebens weder hier noch dort angekommen.» Parallel bei SRF 2 die «Musik für einen Gast» mit Salome Hohl, Direktorin des Cabaret Voltaire.

17.00 SWR: «**Zeitgenossinnen.**» Kateryna Mishchenko, Publizistin und Verlegerin. Heute lebt die Ukrainerin mit ihrem Sohn in Berlin; ihr Mann kämpft in der Heimat. Sie ist Mitherausgeberin eines Sammelbandes mit Kriegszeugnissen.

19.00 SWR: «**Gift.**» ARD-Radio-Tatort von Tom Peuckert. Auf einem Hochstand im Berliner Grunewald wird die Leiche eines Unternehmers im Bereich der Müllentsorgung gefunden. Erschossen, im Mund hoch toxischen Schlamm.

20.00 SRF 2: «**Die Todesstrafe ist angemessen.**» Eine Radiodokumentation von Christine Sievers und Nicolaus Schröder. Als am 17. Juni 1953 an vielen Orten in der DDR die Arbeiter demonstrierten, war auch der Gärtner Ernst Jennrich aus Magdeburg dabei. Er wurde verhaftet und sollte in einem Schauprozess zum Tode verurteilt werden, und der Rundfunk zeichnete die Verhandlung auf... Parallel beim DLF: «Die Ballade vom traurigen Café.» Hörspiel nach dem Roman von Carson McCull-

lers. 1977 vom Rundfunk der DDR produziert!

21.00 SRF 2: «**Unbedingtes Menschsein.**» Elaine Mitchener, Vokalperformerin. Vorgestellt von Leonie Reineke in Musik unserer Zeit. Stets treibe die Tochter jamaikanischer Eltern in London die Frage um, «wie Herkunft, Geographie, Zeit und Geschichtserzählung zusammen darüber Auskunft geben, was es bedeutet, Mensch zu sein».

23.00 SWR: «**Tod. Traum. Liebe.**» Hörspiel von Manuela Reichart. Sie besucht ihren Ex-Geliebten am Sterbebett. Will sie ihn zum Abschied wirklich noch küssen? Es sei mehr als nur «Requiem auf eine vergangene Liebe». Gleichzeitig beginnt beim DLF die von Helmut Böttiger gestaltete Lange Nacht über Ingeborg Bachmann: «Literatur schlägt Leben.» Für viele sei sie eine feministische Ikone, heisst es in der Vorschau, während andere in ihr eher eine haltlose, drogenabhängige Frau sähen. «Je nach dem jeweiligen Zeitgeist wechseln die Zuschreibungen, zwischen Heiligenlegende und Boulevardmelodram.»

Sonntag, 18. Juni

8.30 SRF 2: «**Hauptsache Liebe.**» Maya Brändli über Pfarrer Stefan Moll und seine Schlagerfamilie. Und bei SWR 2: «Tropfenforschung.» Science Talk mit der Ingenieurin Anne Geppert.

9.30 DLF: «**Wie geht es weiter mit Russland?**» Der russische Schriftsteller Viktor Jerofew und Osteuropa-Experte Sabine Adler im Gespräch, simultan übersetzt von Irina Bondas. In der Ankündigung als Motto genannt: «Wenn zwei sich streiten, können sie trotzdem einer Meinung sein.»

13.00 SRF 2: «**Musik für einen Gast.**» Judith Hermann, Schriftstellerin. Davor verlängerte Nachrichten mit ersten Abstimmungsergebnissen! Mehr danach häppchenweise bei SRF 1.

13.30 DLF: «**Zwischentöne.**» Musik und Fragen zur Person. Axel Buether, Farbpsychologe.

14.00 SWR: «**Operation Kaffee.**» Feature von Christian Schiller u.a. Zweite Folge.

15.00 SRF 2: «**Brasilien Amazonien.**» Passage von Maya Brändli. Territorien der indigenen Bevölkerung werden seit Jahrhunderten geplündert und zerstört - wieder verstärkt unter Bolsonaro. Das hat indigene Frauen mobilisiert. Kraft und Inspiration ziehen diese auch unter anderem aus alten Mythen, in denen seit der Eroberung Brasiliens die Sage mächtiger, kämp-



fender Frauen kursiert. Heute ist erneut Hoffnung angesagt.

16.30 DLF: «**Plötzlich überall Halbgeschwister.**» Spenderkinder auf Spurensuche. Die zweite Hälfte der Recherche von Christine Westerhaus.

18.20 SWR: «**Die Welt im Rücken.**» Teil eins eines Hörstücks nach dem Buch von Thomas Melle. «Wenn Sie bipolar sind, hat Ihr Leben keine Kontinuität mehr. Die Krankheit hat Ihre Vergangenheit zerschossen, und in noch stärkerem Masse bedroht sie Ihre Zukunft.»

20.00 DLF: «**Blondschopf, Rotschopf, Schwarzschoopf.**» Eine Farbenlehre. Feature von Rolf Cantzen. Und bei SWR 2 Kultur ist eine Oper über Faustisches im Atomzeitalter angesagt: «Doctor Atomic» von John Adams. Dieser leitet gleich selbst die BBC-Singers.

23.00 SWR: «**Don Giovanni oder die Anschaulichkeit.**» Essay von Malte Oppermann. Der in Italien lebende Philosoph denke darin über den Unterschied zwischen Anschaulichkeit und Abstraktion nach.

Montag, 19. Juni

8.30 SWR: «**Sauberes Trinkwasser.**» Wie es auch in Zukunft für alle reicht. Achim Nuhr über die Nationale Wasserstrategie in Deutschland.

14.00 SRF 1: «**Fährhausgespräche.**» Jean-Claude Kuner begegnet Thomas Hürlimann am See. «Anekdotisch, philosophisch, politisch, humorvoll, vielschichtig.» Archivaufnahmen und eine neue Hörspielszene ergänzen jede Folge. Heute: Über das Daheimsein in der Fremde. Mehr in einer Woche.

15.00 SWR 2: «**Es geht immer weiter.**» Grace Yoon über die Musikerin Marja Burchar, das Erbe ihres Vaters und Projekte mit Frauen.

19.15 DLF: «**Andruck.**» Das Magazin für Politische Literatur.

20.00 SWR: «**Hauspostille**» von Bertolt Brecht. Lars Eidinger liest, Hans-Jörn Brandenburg begleitet am Harmonium. Mitschnitt von den Ludwigsburger Schlossfestspielen 2023.

Dienstag, 20. Juni

8.30 SWR: «**Ein ganzer Fluss wird Nationalpark.**» Miriam Stolzenwald über das Vjosa-Tal in Albanien.

15.00 SWR: «**Die Liebe zu dicken Saiten.**» Elmar Krämer über einen Kontrabassdoktor.

19.15 DLF: «**Eure Demokratie wollen wir nicht.**» Nach den Militärputschen in Mali. Feature von Bettina Rühl.

20.00 DLF: «**Das Stadtwappen**» von Franz Kafka. Danach: «Versuch über die Müdigkeit» nach einem Essay von Peter Handke. Zwei ziemlich kurze Busch-Funk-Produktionen.

21.00 SWR: «**Vom Schwinden des Standpunkts.**» Thomas Groetz zur Situation der zeitgenössischen Musik- und Kunstkritik.

Mittwoch, 21. Juni

8.30 SWR: «**Suizide – wie lassen sie sich verhindern?**» Martina Keller und Jochen Paulus.

10.00 DLF: «**Sinkender Fleischverzehr.**» Eine Chance für die Tierhaltung in Deutschland?

15.00 SWR: «**Hinter der Wohnungstür.**» Andreas Boueke über Männer, die als Kind Gewalt erfahren haben.

15.30 SWR: «**Bin nebenan.**» Monologe für zuhause von Ingrid Lausund. Mehr morgen!

20.00 SRF 1: «**Salzburger Stier 2023.**» Mathias Tretter, der Preisträger aus Deutschland. Und beim DLF: «Koloss auf tönernen Füßen.» Martin Sander über Polens Katholische Kirche in der Krise.

21.00 DLF: «**Heimat ist da, wo Dir die Todesanzeigen etwas sagen.**» Rainer Link über den Heimatbegriff im Kabarett.

Donnerstag, 22. Juni

8.30 SWR: «**Das optimierte Ich.**» Trimmten und tracken für den besten Körper. Eine dreiteilige Wissen-Serie von Silvia Plahl. Morgen geht's dann um Glück und Erfolg mit Pillen und «positivem Mindset».

Freitag, 23. Juni

15.00 SWR: «**Lieben unter Lebensgefahr.**» Queere Flüchtlinge in Kenia. Feature von Bettina Rühl.

20.00 DLF: «**So nicht weiter.**» Kein Ruhestand in der Klimakrise. Feature von Lorenz Rollhäuser. «Sie sitzen zu Hause, sie haben Zeit, und sie kriegen alles mit. Durch Radio, Fernsehen und Internet, durch Gespräche mit ihren Kindern und Bekannten. Und: weil sie es eh wissen. Seit über 50 Jahren, seit dem Club of Rome, weiss die Generation 60plus, dass es so nicht weitergehen kann. Dass es fünf vor zwölf ist. Die meisten haben trotzdem weitergemacht. Doch plötzlich sagen junge Leute, dass es zwei Sekunden vor zwölf ist. Dass jetzt etwas passieren muss. Sofort. Sie nennen sich die Letzte Generation...» Und der Autor, fast 70, nimmt «trotz seines Unbehagens ob des apokalyptischen Pathos» die Herausforderung an. Gleichzeitig als Reprise bei SRF 1: «Ein perfekter Freund.» Krimi von Martin Suter. Und bei SRF 2 in der Passage die Frage: «Lässt sich Glück in der Schule lernen?» Eine Erkundungsreise von Yvonn Scherrer. Zweitausstrahlung kommenden Sonntag nach 15 Uhr!

22.00 SWR: «**Nacht der Poet:innen.**» Abend der komischen Literatur.

DLF/Deutschlandfunk – 100,6 und 105,1 MHz. SWR/Südwestrundfunk 2 – 90,4 und 97,9 MHz auf UKW sowie in digitalen Kanälen und Netzen. Die allermeisten dieser Sendungen finden sich auch im Podcast-Angebot!

Bücher der Woche

Ketzer



Die Nummer 3/2023 der «Spiegel Geschichte» widmet sich dem Umgang der Kirche mit den Ketzern, also mit jenen Menschen, die den Lehren der Kirchen widersprachen, meist Gleichgesinnte um sich scharten. Im Vordergrund steht dabei das Verhalten

der katholischen Kirche, wobei sich dies auch aus ihrem grossen zeitlichen Vorsprung gegenüber anderen Kirchen ergibt. War der Beginn der Ketzerverfolgung in den ersten Jahrhunderten nach Christi oft ein Mittel bei der Auseinandersetzung um kirchliche und weltliche Macht, wurde die Verfolgung mit der spanischen Inquisition professionalisiert, zugleich aber auch verharmlost. Ziel war nicht der Tod, sondern die Bekehrung mit einer Bestrafung. Gefoltert wurde wie immer zu damaligen Zeiten. Das Vorgehen gegen Ketzer wurde auch genutzt, um gegen Minderheiten wie vor allem die Jüd:innen vorzugehen, aber auch gegen Religionen, die den Frauen mehr Rechte zugestanden. Die Schweiz spielt eine ziemlich schlechte Rolle: Noch 1747 wurde der Pietist Jakob Schmidlin in Luzern zum Tode verurteilt und 1782 Anna Göldi in Glarus verbrannt. Als Hexen wurden sehr oft Frauen beschuldigt, als Ketzer dominierten indes die Männer. *kl.*

Spiegel Geschichte, 3/2023: **Ketzer. Im Namen Gottes.** 146 Seiten, 16.50 Franken.

Ukraine

Das Thema des dritten Heftes des Jahres der «Zeit-Geschichte» liegt sozusagen auf der Hand: Ukraine, Russland und Deutschland, vom Mittelalter bis heute. Im Interview mit der deutschen Historikerin Franziska Davies und dem ukrainischen Germanisten Jurgko Procahsko wird eine Grundproblematik aus der deutschen Sicht sehr deutlich: Die Ukraine wurde immer als Teil der Sowjetunion und damit auch Russlands gesehen. Als die Deutschen etwa nach dem Zweiten Weltkrieg ihr Unrecht gegenüber der Sowjetunion eingestanden, war die Ukraine im besten Falle mitgemeint, obwohl dieses Land erstens sehr viele Tote zu verzeichnen hatte und obwohl die Ukraine zweitens wie die übrigen Staaten des Ostens zwischen Deutschland



und der Sowjetunion aufgeteilt worden war; es zählten die Abmachungen zwischen den beiden Imperien und nicht die Eigenständigkeit der Ukraine. Die Deutschen erschrakten sozusagen, als sie nun feststellen mussten, dass dieses Land sich nicht als Blinddarm Russlands betrachtet und es sich keinesfalls um einen Bruderkrieg handelt. Das Heft erschliesst die Geschichte rund vom Jahr 1000 bis heute. *kl.*

Zeit-Geschichte, Heft 3, 2023: **Die Ukraine, Russland und Wir.** 122 Seiten, 15 Franken.

Familie, Rom

Auch die «NZZ-Geschichte» kennt pro Heft ein Hauptthema, aber viel weniger rigoros als die beiden eben besprochenen deutschen Geschichtsmagazine. Im dritten Heft dieses Jahres bildet die Weltmacht Rom einen Schwerpunkt, in dem der Frage nachgegangen wird, wie es gelang, dieses

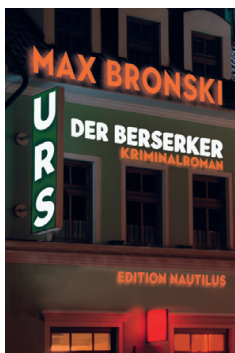


Reich so lange zusammenzuhalten, und was die Herrschaft Roms für das Schweizer Territorium bedeutete. Als Nebenschwerpunkt steht die Familie im Vordergrund. In einem Interview erklärt Joachim Eibach, warum die bürgerliche

Familie nicht tot zu kriegen ist. Unter anderem, weil sie eben viel beweglicher und anpassungsfähiger war, als man meist meint, abgesehen von der Hausarbeit, die bis zur neuesten Generation sehr strikt Frauenarbeit war, was keineswegs auf die Erwerbsarbeit zutraf. Zudem zeigt er schön auf, dass die rigidesten Jahre mit den starren Rollenverteilungen die 50er und 60er Jahre des letzten Jahrhunderts waren. Zur Familie gehört auch der Kinderwagen, dem ein Artikel gewidmet ist, und ein bisschen als Kontrastprogramm erzählt ein Artikel vom Dandy, der ja vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine grosse Rolle spielte. *kl.*

NZZ Geschichte Nr. 46, Mai 2023: **Weltmacht Rom.** 14 Seiten, 19 Franken.

Krimi der Woche



Was ist Wahn, Wunder oder gar Wirklichkeit? Das ist nicht immer klar. Und was hat es mit dem Berserker überhaupt auf sich? Der Plot ist von Anfang an vielschichtig und verschachtelt und nimmt an Spannung und Überraschungen laufend zu. Urs Zobel führt, mit Hilfe von zwei Angestellten, in unmittelbarer

Nähe vom Bahnhof München das kleine Hotel Swiss. Das Bahnhofsviertel ist Rotlichtbezirk, das jetzt saniert und aufgewertet werden soll. Die zwölf Zimmer des Hotels Swiss sind mit Durchreisenden meist gut belegt. Der Hotelier kann es sich leisten, hie und da einen Gast abzuweisen oder kostenlos übernachten zu lassen. Auch Igor näch-

tigt gratis, erzählt als Gegenleistung Geschichten von skandinavischen Kriegern: Die Berserker kämpften nackt im Rausch, gestärkt durch einen Wundertrank, und nahmen weder Schmerzen noch Wunden wahr. Zum Abschied schenkt Igor dem Gastgeber ein Fläschchen des Wundertranks, getrocknete, in Wodka eingelegte Fliegenpilze. Lange steht das Gebräu im Putzschrank, bis Urs eines Abends doch davon kostet. Seine Wahrnehmung erweitert sich, ein schreckliches Trauma kommt hoch. Am nächsten Morgen rast direkt vor dem Hotel ein Porsche Cayenne in eine Menschengruppe und tötet mehrere Menschen. Die Medien interpretieren dies als Amokfahrt und islamistisches Attentat. Urs hingegen hat den Unfall vom Hotel aus beobachtet und glaubte den Mann zu erkennen, der ihn als Jugendlichen auf Sardinien entführt und wochenlang gefangen gehalten, fast getötet und sein Leben sowie seine familiären Beziehungen zerstört hat. Sein Vater hatte damals nur das Lösegeld für seine Frau aufbringen kön-

nen und dafür fast alle seine Hotels verkaufen müssen. Nur das Hotel Swiss war ihm geblieben, das Urs schliesslich übernehmen konnte. Urs zweifelt, ob er seiner Wahrnehmung trauen kann oder ob der Trank noch nachwirkt. Urs forscht auf eigene Faust, derweil wird ihm die schreckliche Entführung wieder bewusst, und er schiebt sie detailliert in die Geschichte ein. Am Ende zeigt sich, dass die Drahtzieher der Entführung der Familie Zobel gar keine sardischen Banditen waren und dass es Grund gab, um Urs noch immer endgültig aus dem Weg räumen zu wollen. Autor Max Bronski ist ein hervorragender Erzähler, obschon die thematischen Sprünge oft rasant sind. Der ungewöhnliche Titel charakterisiert bereits den Protagonisten. Die gesellschaftskritischen Kommentare Bronskis zeigen klar, auf welcher Seite er steht. **Marianne de Mestral**

Max Bronski: **Urs, der Berserker.** Edition Nautilus 2023, 248 Seiten, 26.90 Franken.

Gleichgewicht



(Bild: Jos Schmid)

Familienbande sind auch Belastungsproben, die auszuhalten manchmal einer List bedürfen.

Schon das Broadwaymusical «Anatevka» fragte danach, worauf in turbulenten Zeiten gesellschaftlicher Veränderung überhaupt noch Verlass sei und was allfällig hülf, ob den modernen Anforderungen der vorletzten Jahrhundertwende in einem jiddischen Stetl den Verstand nicht zu verlieren. Wie individuelles Glück finden und als Teil einer Gemeinschaft leben miteinander in Einklang zu bringen sind. Letizia Fiorenza verlegt die Fragestellung in «Emozioni oder Geschwisterliebe» in die heutige Lebensrealität von längst erwachsenen italienischen Secondos, deren Erstkontakt mit der Schweiz vom Geist der Schwarzenbachinitiative vergiftet worden war. Die vier Geschwister Rossi leben je ein eigenes Leben, arrangieren sich mit den individuell an sie herangetragenen Herausforderungen und behaupten nach aussen selbstredend, es wäre alles in Ordnung. Jetzt sind im Nachgang des letzten der jährlichen Familientreffen einzelne Stimmen der Unzufriedenheit ruchbar geworden, worüber jetzt zu reden ist. Rosella (Miriam Joya Strübel), Romina (Maria Rebecca Sauter), Antonio (Miro Maurer) und der Nachzügler Saverio (Samuel Braun) sind sich darüber einig, dass ihre gemeinsame Geschichte, die familiären Bande und

die geteilte Erfahrung, gleich in zwei Ländern als jeweils fremd zu gelten, ausreichen, um sich den losen und trotzdem starken Zusammenhalt nicht von Pettessen kaputt machen zu lassen. Vordergründig sind es die Lieder des italienischen Barden Lucio Battisti, die seit Gedenken an diesen Feiern gespielt und gesungen werden, die aufseiten Saverios angeheirateter Familie zum Unwohlsein einer Nichtzugehörigkeit geführt haben und darum für künftige Feiern zur Disposition gestellt werden sollen. Aber natürlich sind die Zusammenhänge, wie sie Letizia Fiorenza in ihren Stücken beschreibt, komplexer. Der Grad der Assimilation, die individuellen Erfahrungen mit Verlust, das ungleiche wirtschaftliche Fortkommen und die verschiedene Erwartung an ein Zufriedensein sind nur einige der Punkte, die umrahmt von der Livemusik von David Sautter die Regisseurin Sophia Bodamer dazu animiert, daraus eine Nummernrevue zu zimmern. Songs, innere Monologe, familiendynamische Dispute in den augenscheinlich immer ähnlich verlaufenden Fahrwassern ergeben in Ergänzung zueinander ein tiefsinniges Bild über die Lebenslage von in Kindertagen als Tschinggen beschimpften Erwachsenen. Häufig ist das natürlich komisch, wenngleich immer Tragik mitschwingt, und zuletzt einigen sie sich alle darauf, dass das vermeintlich Trennende das Verbindende darstellt. *froh.*

«Emozioni oder Geschwisterliebe», 13.6., Kulturmarkt, Zürich.

Hochbegabt

Wenn die Verklärung einer Heileweltsehnsucht irgendwo hinpasst, dann in die 1950er-Jahre.

Überfordert vom Heute? Wes Anderson und Roman Coppola schaffen Abhilfe mit einem hochartifizialen Ausflug in die unwirkliche Wüstenwelt Arizonas während der 1950er-Jahre, wo alle Regung, jede Verantwortung, jedes Begehren unter den leuchtenden Stern des Fortschritts zu liegen kommt. Eingefasst von der Rahmenhandlung einer erstmaligen televisionären Theaterübertragung spielt sich in «Asteroid City» eine schier endlose Reihe von Augenblicken und Situationen von tröstender Fortschrittsgläubigkeit ab. Muss, weil: hilft ja nix. Der junge Witwer Augie Steenbeck (Jason Schwartzmann), seines Zeichens preisbezogener Kriegsphotograf, muss die Asche seiner Frau und die vier gemeinsamen Kinder dem steinreichen Grossvater Stanley Zak (Tom Hanks) vorbeibringen, weil: so ein Männerleben muss ja weitergehen. Nur die Karre macht schlapp. Also findet er sich in einer Retortensiedlung im Nirgendwo wieder, deren einziger Existenzgrund ein urzeitlicher Meteoritenkrater inklusive Meteorit ist. Genau deshalb hat sich auch eine paramilitärisch organisiert wirkende Jugend-Forscht-Abordnung des vielversprechendsten Nachwuchses inklusive deren Erziehungsberechtigten zu einer Convention hier versammelt und will in einer Wettbe-

werbssituation die bahnbrechendste Kindererfindung küren. Als Farbtupfer ebenfalls anwesend, aus welchem Grund, bleibt irrelevant, ist die Leinwand Schönheit Midge Campbell (Scarlett Johansson), deren Primärsorge dem Recht am eigenen Bild respektive dem damit einhergehenden Image gilt. Immer bevor die Sonne untergeht, zeigt sich am Horizont das schaurig schöne Bild eines sich aufbauenden Atompilzes, was so lange sämtliche Aufmerksamkeit auf sich lenken kann, bis ein Besuch aus dem All herabsteigt, den Meteoriten zwecks Inventarisierung auszuleihen und alsbald wieder zu bringen. Das Pentagon ist alarmiert und eine Sondereinheit der Armee unter der Führung von General Grif Gibson (Jeffrey Wright) unternimmt alles, um diesen unkontrollierten Feindkontakt geheim zu halten. Zumindest emotional ähneln die Figuren einer Vorwegnahme von Robotik. Wie frei schwebende Galaxien irren sie zufällig am selben Ort zur selben Zeit auf ihrer Reise von irgendwo nach nirgendwo umher und sind stets von Neuem baff erstaunt darüber, was an Nichtigkeiten einem während eines Erdendaseins so alles über den Weg laufen kann. Verblüfft, weil alle davon ausgehen, dass sich die Welt um ihren Nabel dreht und das bis dato unbeschädigte Selbstwertgefühl, unter einer Hochbegabung zu leiden, von solch profanen Anforderungen erstmals in Gefahr geraten könnte, hinterfragt werden zu müssen. Höchst lakonisch. *froh.*

«Asteroid City» spielt in den Kinos Arena, Capitol, Le Paris, Riff Raff.



Angstlöser



Die Welt krank und hofft, die Pharma liefert die Potenz. «Happy Pills» ist eine Feststellung.

Der Fotograf Paolo Woods und der Journalist Arnaud Robert fragen zu Beginn ihrer sechsteiligen Spurensuche, wo das Ringen um Lösungen von Religion, Philosophie und Politik abgeblieben sei, um exakt in ihrer unpräzisen Herangehensweise ihrer Fragestellung den Ball exakt diesen drei Orientierungshilfen zurückzuspielen. Denn ihr Film «Happy Pills» verteufelt nicht, sondern zeigt und überlässt das Kombinieren von sozialen, politischen, gesellschaftlichen Hintergründen einem aufgeklärten Publikum selber. Alle Medikamente, von denen hier die Rede ist, haben ihre spezifische Wirkung, und trotzdem eint sie allesamt, dass sich ihre Konsument:innen nach deren Einnahme ebenfalls von einer lähmenden Angst befreit fühlen. Was offenbar eine nicht minder gewichtige Befreiung darstellt. Die alleinerziehende Mutter Yurika lässt sich im amazonischen Peru monatlich eine Spritze zur Empfängnisverhütung verabreichen. Maris cruist ungehemmt durch Tel Avivs Schwulenszene, seit er mit der täglichen Einnahme von PrEP das Risiko einer HIV-Ansteckung minimieren kann. Patrick in der Schweiz kann sich dank eines Cocktails von Antidepressiva und Beruhigungsmitteln in einer Art stabiler Traurigkeit halten, statt dauernd an Suizid zu den-

ken. Der US-amerikanische Teenager Addy kann ihre hypernervöse Verzettlung alias ADHS dank eines Medikaments einigermassen kontrollieren. Der nigrische Kleinbauer Alzouma schafft die körperlichen Strapazen besser mit Schmerzmitteln, und der angejahrte Portugiese Louis kann (in der Schweiz) seinem Leiden medikamentös ein würdiges Ende setzen. Alle sechs Personen und ihre grob skizzierten Lebensumstände lassen in «Happy Pills» den Schluss zu, Pharma habe ihre Berechtigung, und die Einzelmasken in den besprochenen Fällen wären ohne auf jeden Fall schlechter dran. Was der Film explizit nicht fragt, ist, was sich darüber im eigenen Kopf als rauschhafter Riesenkatalog an Fragen auftürmt, in welcher Gesellschaft, Welt, etc. wir denn eigentlich lebten. Es kann sein, dass jeder Ansatz für alternative Lebensformen für eine Mehrheit der Erdbevölkerung illusorisch ist, aber wer genau bestimmt das, und ist wirklich die allerletzte Möglichkeit ausgeschöpft? Bezüglich einer beispielsweise drohenden Klimakatastrophe und der menschlichen Reaktion darauf, dürfte diese Tendenz eines passiven Hinnehmens im Mindesten Alarm auslösen, wenn nicht zum Anlass erwachsen, für eine Veränderung oder sogar Gegenwehr einer aktiv betriebenen Lebensführung sorgen zu wollen. Für sich allein, noch dringlicher aber, für alle rund um einen herum wäre ein solch mutiger Schritt potenziell auch angstlösend. *froh.*

«Happy Pills» spielt im Kino Houdini.

Erhobenen Hauptes

German Kral feiert die stoische Kraft, die der Melancholie des argentinischen Tangos erwächst.

Argentinien 2001. Das gemeine Volk ist über Nacht mittellos. Die Krise schwelt bereits mehrere Jahre, als sich der Schuster und Bandoneonist Julio (Diego Cremonesi) dazu durchringt, alles Bisherige aufzugeben und auf ein neues Leben in Deutschland zu setzen. Der Laden und das Auto sind das einzige, was er zu Geld machen kann. Die US-Dollars für den Laden verschwinden im Schwarzen Loch der Bank, aus dem Auto wird im Handumdrehen Altmittel, weil ihn Mariela (Marina Bellati) mit ihrem Taxi abgedrängt und in den Brückenpfeiler manövriert hat. «Adiós Buenos Aires» von German Kral ist eine Ode an den Kampfgeist der argentinischen Bevölkerung und deren Fähigkeit, im Sarkasmus einen Rettungsring zu erkennen. Die Wut gegen die korrupte Elite findet ihr Ventil in den Texten der «Nachbarn von Pompey», Julios Band. Der Sänger ist schon weg. Entlang der Schicksale der übrigbleibenden Bandmitglieder zeichnet das Drehbuch von Stephan Puchner, Fernando Castets und German Kral für «Adiós Buenos Aires» ein tragikomisches und schmerzhaft süßes Abbild der Lebenssituation der Argentinier:innen dieser Tage. Der Geiger Atilio (Manuel Vicente) ist sozialistisch gefärbt kategorisch, der Bassist Tito (Rafael Sprengelburd)

findet philosophische Endungen für jede Ausweglosigkeit, und der Pianist Carlos (Carlos Portaluppi) erkennt in jeder Lottozahl ein (schlechtes) Omen. Der Wirt ist Spezialist für Paralleluniversen. Auch eine Art imaginäre Rettung. Denn gegenüber der elendiglichen Korruption der Hausse sind alle machtlos. In den grossen Linien ist die Kopf hoch!-Maxime durchs Band präsent. Zusammen mit der Musik, die mitunter ungemein klassenkämpferische Töne anschlägt, entsteht eine melancholische Mélange, die auch als Fatalismus durchginge. Die älteren Herren finden im noch viel älteren, ehemals landesweit berühmten Sänger Ricardo Tortorella (Mario Alarcón) den Schlüssel für bezahlte Engagements. Zuerst aber auch nur, weil er wegen unbezahlter Rechnungen aus dem Altersheim fliegt. Es sind die Miniaturen der einzelnen Szenen und die bissigen Dialoge, die den Ton eines Lebensgefühls treffen, deren musikalische Entsprechung nur der Tango sein kann. Niemand sucht nach beschwichtigenden Worten für die herrschende Misere, und der Humor, mit dem die bestimmt eintreffende nächste Panne gemeistert wird, verströmt Boshaftigkeit. Nur den Stolz lässt sich keiner nehmen, selbst wenn dies Lieben kosten sollte. Weil das ganze Land zeitgleich Oberkante Unterlippe im Dreck steckt, entwickelt sich sogar etwas wie ein solidarischer Grundrauschen. Eines wovon man sich als Publikum gerne verzaubern lässt. *froh.*

«Adiós Buenos Aires» spielt im Kino Movie.



Aufrichtig

Ich war halt in so einer Stimmung. Larmoyant. Ich hatte Mitleid mit mir. Bald würde es wieder zurückgehen in die Schweiz. Es waren nur noch Wochen und dann wäre ich wieder in Zürich. Das würde natürlich Folgen haben. Ich würde nämlich nicht mehr Zeit verplempern können mit einem Buch auf dem Sofa am heiterhellen Tag. Nicht mehr in ein Museum hineinlaufen und dann ins nächste, einfach so und ohne zu zahlen. Ich könnte nicht mehr am Weissen Haus vorbeispazieren, als wäre es das Normalste der Welt. Ich würde nicht mehr auf meiner Miniatur-Frontporch sitzen, je nach Tageszeit mit Kafi oder einem Glas Wein und mit allen Nachbarinnen und Nachbarn reden können. Es wäre vorbei mit Netflix-Bingewatching an irgendeinem Abend unter der Woche und einem Nachmittagsnap am Tag danach. Ich hätte keine dieser hochironischen Wortblitzgefechte mehr, die es so nur auf amerikanisch gibt, und nach New York hätte ich auch länger als 4 Stunden. Vor allem aber wäre ich zurück in einem Arbeitsalltag, der weder Anfang noch Ende hat, mit Abendsitzungen (die ich hier, Zeitverschiebung sei Dank, alle am Nachmittag unterbringen kann). Ich würde mein Fake-Leben, wie ich es nenne, also aufgeben und wieder ins richtige Leben zurückkehren. Ich tat mir aufrichtig leid. Bis ich den Stundenplan meines Sohnes, elfjährig, 6. Klasse, zu Gesicht bekam. Ich weiss nicht, warum mir das erst jetzt so sehr auffiel, allenfalls hat mir dieses Jahr in den USA einfach auch die

Sinne vernebelt. Oder die Augen geöffnet. Was weiss ich. Auf jeden Fall ist es so: Das Kind hat nach den Sommerferien längere Arbeitstage als die meisten Erwachsenen in ihrem Job. Es sind über 8 Stunden Unterricht täglich, abgesehen vom Mittwoch. Dazu kommen dann noch 1 bis 2 Stunden Hausaufgaben. Auch täglich. Und bevor jetzt einige aufschreien mögen: Das höre ich nicht nur vom Zürichberg mit all den Akademikerkindern, sondern stadtweit. Und: Die sogenannte Erweiterte Lernzeit am Ende jedes Schultages reicht schlicht nicht für die Menge des Hausaufgabenstoffs. Natürlich ist die Schule ein Privileg und man muss auch ein wenig etwas tun, um vorwärts zu kommen. Manchmal ist es halt hart und wer lernt, sich durchzubeissen, der und die hat es dann später allenfalls einfacher. Man kann nicht allen alle Hindernisse aus dem Weg räumen. Aber darum geht es nicht. Es ist etwas anderes. Die Ignoranz aller Studien gegenüber, beispielsweise, die sagen, dass ein früher Schulbeginn nichts bringt (und es gibt meines Wissens keine Studie, die das Gegenteil behauptet), die jungen Menschen sind einfach noch nicht aufnahmefähig. Trotzdem muss mein Kind an zwei Tagen um 7.30 Uhr in der Schule sein – zwar für Sport, aber das ist ja dann auch irgendwie eine Quälerei. Der frühe Schulbeginn – und das wird in den oberen Stufen noch schlimmer – scheint sakrosankt, trotz gegenteiliger Erkenntnisse wird einfach daran festgehalten. Das Gleiche gilt für die Hausaufgaben. Ob-

wohl auch hier ziemlich eindeutig feststeht, dass sie zum Lernerfolg nichts beitragen, sondern nur genau zwei Dinge bewirken: Erstens verstärken sie die Ungleichheit. Wer Eltern hat, die bei den Hausaufgaben helfen können, hat Glück. Der und die andere haben Pech. Zweitens sind es einfach noch einmal Stunden, die ein Kind irgendwann nach acht oder mehr Stunden Schule unterbringen muss, meistens auf Kosten von Hobbies oder auch ganz generell Freizeit, in der man vielleicht auch mal einfach nichts macht. Machen könnte. Aber das findet nicht statt. Die Artikel über die psychischen Erkrankungen von Jugendlichen brechen einem das Herz. Und sie legen den Fokus oft auf Corona als Auslöser dafür. Das ist sicher nicht falsch. Und hätten wir genügend gute Therapieplätze, könnte vielen dieser jungen Menschen früher und besser geholfen werden. Es ist deshalb richtig zu fordern, dass diese Plätze auch zur Verfügung stehen. Gleichzeitig müssen wir aber auch die Ursachen für die Erkrankung bekämpfen. Ich halte diese irre zeitliche Belastung von bereits sehr jungen Kindern für eine davon. Es ist nicht nur Corona. Die Kinder sind in so jungen Jahren einem Ausmass an Stress ausgesetzt, das wir manchem Erwachsenen nicht zumuten möchten. Das tut mir aufrichtig leid.



Andrea Sprecher

Reklame

OPER THEATER KONZERT

Werben auch Sie hier für Ihre Veranstaltung:
kulturmagnet.live

OPERNHAUS ZÜRICH

044 268 66 66, opernhaus.ch

Fr 16. Juni, 19.00, Opernhaus

The Cellist

Ballett von Cathy Marston

Sa 17. Juni, 11.00, Sechseläutenplatz

Dialog für alle

18.00, Sechseläutenplatz

Oper für alle

20.00, Opernhaus

Don Pasquale

Oper von Gaetano Donizetti

So 18. Juni, 19.00, Opernhaus

Turandot

Oper von Giacomo Puccini. *Premiere*

THEATER

SCHAUSPIELHAUS ZÜRICH

044 268 77 77, schauspielhaus.ch

Fr 16. Juni, 20.00, Pfauen. **Antigone in Butscha** von Pavlo Arie. 21.30, Schiffbau-Atrium. **Wetterleuchten: Western**

Kino

Sa 17. Juni, 20.00, Pfauen. **Antigone in Butscha** von Pavlo Arie. 21.30, Schiffbau-Atrium. **Wetterleuchten: De noche los gatos son pardos** Kino

So 18. Juni, 16.00, Pfauen. **Gier** von Sarah Kane. 21.30, Schiffbau-Atrium

Wetterleuchten: Princess Mononoke Kino

THEATER AM HECHTPLATZ

044 415 15 15, theaterhechtplatz.ch

Fr 16. Juni, 19.30. **Simon Enzler**

Sa 17. Juni, 16.00 & 19.30. **Lisa Eckhart**

So 18. Juni, 18.00. **Stolle, Bovet & Fueter**

Mi 21. Juni, 19.30

Hecht Jetzt Festival: Simon Chen

Do 22. Juni, 19.30

Hecht Jetzt Festival: Webody Kollektiv

Fr 23. Juni, 19.30

Hecht Jetzt Festival: Josh & Cloé

Sa 24. Juni, 19.30

Hecht Jetzt Festival: Martina Hügi

So 25. Juni, 18.00

Pasquale Aleardi & die Phonauten

KONZERT

TONHALLE-ORCHESTER ZÜRICH

044 206 34 34, tonhalle-orchester.ch, Tonhalle Zürich

Fr 16. / So 18. Juni, Fr 19.30/So 17.00, TZ

Paavo Järvi Music Director

Gesangssolist*innen; Stefan Kurt Sprecher

Zürcher Sing-Akademie

Beethoven: Fidelio

So 18. Juni, 11.15, TZ

Literatur und Musik Ulrike-Verena Habel,

Tini Mathot, Hammerklavier;

Stefan Kurt, Lesung

Mozart

Sa 24. Juni, 20.00, TZ

Diner Musical Paavo Järvi, Music Director;

Lisa Larsson, Sopran;

Sandra Studer, Moderation

Bizet, Berwald, Debussy, Ravel, Poulenc

MEREL CHAMBER SERIES

merelchamberseries.kulturticket.ch, Abendkasse 40.-/Stud 15.-

Di 20. Juni, 19.30, Tonhalle Kleiner Saal

Merel Quartett: Beach, Schnyder, Dvořák

NEUE KONZERTREIHE ZÜRICH

info@hochhull-konzert.ch · Tel 071 791 07 70

Saisonprogramm 2023/24

Frang, Herreweghe, Argerich, Schiff,

Faust, Jansen, Dovgan, Lezhneva uvm.

Jetzt einfach das Programm bestellen!



Alexandra Dovgan